

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und München.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Richard Otto in München.



Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Georg v. Wyß. (Nachruf.) Von Fr. v. Weech. — Staatspolitik und Gesellschaftspolitik. II. Von Dr. Georg v. Mayr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Georg v. Wyß.

Unter den Beziehungen, die nach der Trennung der Schweiz vom Deutschen Reich die Jahrhunderte hindurch doch den alten Zusammenhang nicht ganz vergessen ließen, nimmt die Gemeinsamkeit der Interessen und Arbeiten auf wissenschaftlichen Gebiete den ersten Rang ein, und hier wieder ist es Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, in deren Pflege Deutsche und Schweizer sich oft und mannichfaltig berührten. Als die Schweiz am Grabe ihres hochverdienten Historikers Georg v. Wyß trauerte, stand ihrem Schmerz die Trauer der deutschen Historiker in verständnisvollem Mitgefühl zur Seite. Darum ziemt es auch einem Deutschen, in diesen Blättern, die nicht wenig zur ständigen Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz beigetragen haben, dem Nestor der Schweizer Historiker ein Wort der Erinnerung zu widmen.

Durch seine Abstammung aus einem der ältesten und angeheuersten Geschlechter Zürichs, als Sohn des Ringermeisters David v. Wyß, der, als ihm dieser Sohn, der einzige aus seiner zweiten Ehe mit Barbara Bürkli am 31. März 1816 geboren wurde, auf der Höhe seiner ansehnlichen Wirkksamkeit stand, schien Georg für eine politische Thätigkeit in dem heimatlichen Gemeinwesen vorbestimmt zu sein. Aber die ihm angeborene und anerzogene conservative Gesinnung, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien als Redacteur einer konservativen Zeitung, als Präsident eines konservativen Vereins, wie als zweiter Staatschreiber zwar ohne Leidenschaft, aber mit großer Entschiedenheit bethätigte, war mit der politischen Richtung nicht vereinbar, die im Jahre 1844 im Canton Zürich die Oberhand gewann.

Georg v. Wyß wurde weder 1846, wie er es dem Herkommen nach erwarten durfte, zum zweiten Secretär des großen Rathes, noch 1847 zum ersten Staatschreiber befördert, ja sogar nicht wieder zum zweiten Staatschreiber gewählt, sondern seiner Verrichtungen enthoben.

Damit schied er zwar nicht vollständig aus dem politischen Leben aus, denn seine Vaterstadt wählte ihn unmittelbar nachher in den größeren Stadtrath und Ende 1848 auch zu ihrem Vertreter im großen Rath, dem er von da an bis 1883 als Führer der kleinen konservativen Partei Zürichs ohne Unterbrechung angehört hat. Auch gehörte er in den Jahren 1868 und 1869 dem Verfassungsrathe an und wurde in die aus 35 Mitgliedern bestehende Commission gewählt, welcher die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes übertragen ward. Als Leiter der Zürcherischen Section des Eidgenössischen Vereins hielt er, wie auch sonst in seiner öffentlichen Thätigkeit, das conservative Banner hoch und erst mit seinem Eintritt in das 70. Lebensjahr zog er sich von dieser Form der Ausübung politischer Thätigkeit zurück.

Seine Lebensarbeit aber lag auf einem anderen Gebiete. Als Student in Zürich, Berlin und Göttingen hatte Wyß sich mit großem Eifer auf das Studium von Mathematik und Physik verlegt, in Berlin auch noch Vorlesungen über Astronomie besucht und in Göttingen den magnetischen Beobachtungen von Gauß sein besonderes Augenmerk zugewandt, endlich in Genf den Grad eines bachelier des sciences erworben. Aber er gab diesem Studium weder durch ein Examen einen förmlichen Abschluß, noch scheint er ernstlich daran gedacht zu haben, durch Habilitation in einem dieser Fächer eine akademische Wirksamkeit sich zu eröffnen, für welche in Zürich auch kaum die Aussicht auf eine sichere Stelle bestand. An einer anderen Hochschule sein Glück zu versuchen, fühlte er sich gehindert durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, mit der er auf das innigste in seinem ganzen Denken und Fühlen verwachsen war. Hier wirkte sein der dritten Ehe seines Vaters mit Sophie v. Müllinen entstammter jüngerer Bruder Friedrich v. Wyß, der sich der Jurisprudenz zugewendet hatte, hier hatte er auch im Jahre 1843 durch die Verbindung mit seiner Cousine Anna Regina v. Wyß das schönste eheliche Glück gefunden.

Eine Zeit lang noch pflegte er die während seiner Privatstudien betriebenen Fächer im Privatstudium, dann aber suchte und fand er einen Ersatz für das ihm versagte ständige und amtliche Wirken im Dienste des Vaterlandes in der Vertiefung in das Studium der Schweizer Geschichte. Schon 1840 war er in die Antiquarische Gesellschaft als Mitglied eingetreten, in welcher er kurze Zeit als Actuar das Protokoll, von 1850 an als Vertreter Ferdinand Kellers das Vicepräsidium führte. In den Schriften dieser Gesellschaft, in deren Sitzungen er während der Jahre 1849 bis 1885 nicht weniger als 43 Vorträge, die sich fast ausnahmslos mit der Geschichte der Schweiz im Mittelalter beschäftigten, hielt, ist auch im 8. Band die aus einer Reihe solcher Vorträge und einigen anderen gelegentlichen Veröffentlichungen entstandene Geschichte der Abtei Zürich, sein umfangreichstes Werk, abgedruckt. Sonst liebte er es, die Früchte seiner Studien in kleineren, für sich abgeschlossenen Untersuchungen und Abhandlungen niederzulegen, die theilweise selbständig, theilweise in verschiedenen Zeitschriften und Publicationen wissenschaftlicher Gesellschaften erschienen sind. Wer auch nur das Register des so nützlichen Schweizer-geschichtlichen Repertorioms von J. L. Brandstetter (Basel 1892) auf S. 462 aufschlägt, wird mit Staunen die Fülle von Arbeiten gewahr werden, welche die Geschichte der Schweiz dem Fleiße und Scharfsinn Georg v. Wyß' verdankt. Die Atrubie seiner Forschung, die Gründlichkeit in der Ausführung der seinen Ansichten zu Grunde liegenden Beweismittel, die Knappheit und Präcision in der Feststellung der Ergebnisse seiner Untersuchungen verrathen die mathematische Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung.

An anderer Stelle und von berufener Hand wird ohne Zweifel ausführlicher und eingehender als in den bisher erschienenen Nekrologen das unvergängliche Verdienst Georg v. Wyß' um die Geschichte der Eidgenossenschaft dargelegt

werden. Mag es genügen, hier mit Gerold Meyer v. Knonau nur darauf hinzuweisen, daß Wyß der Erste war, der zu einem Urkundenbuch von Zürich die Anregung gab, daß man ihm eine auf gründlichster Kenntniß und feinstem Verständniß beruhende Würdigung der schweizerischen Geschichtsquellen verdankt, daß er zuerst weiteren Kreisen das Verständniß der kritischen Fragen über den Ursprung der Eidgenossenschaft eröffnete.

Bald fühlte Wyß auch das Bedürfnis, das durch sein Studium gewonnene Wissen an der Hochschule seiner Vaterstadt in regelmäßiger Lehrthätigkeit der studirenden Jugend nutzbar zu machen. 1850 habilitirte er sich, aber erst 1858 wurde ihm eine außerordentliche Professur „mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Antiquitäten der Schweiz und mit der Verpflichtung zu Vorlesungen während mindestens fünf wöchentlichen Stunden, jedoch ohne Aussetzung eines Gehaltes“ übertragen. Da schien sich ihm noch im gleichen Jahre die Aussicht zu eröffnen, in eine seinen Fähigkeiten, Kenntnissen und Wünschen in gleichem Maße entsprechende Stellung einzutreten. Durch Gerold Meyer v. Knonau's d. Ae. Tod wurde das Staatsarchivariat erledigt, und Wyß meldete sich alsbald um die ausgeschriebene Stelle. Unbefangene können es nur schwer verstehen, daß Parteigeist und persönliche Rücksichten die Zurückweisung eines in jeder Hinsicht so ausgezeichnet geeigneten Bewerbers herbeiführten. In der That aber wurde nicht nur jetzt, sondern auch, als der 1858 zum Staatsarchivar ernannte Beamte abging, im Jahre 1870 der so wohl begründete Anspruch Georg v. Wyß' auf dieses wichtige Amt nicht berücksichtigt. Und viele Jahre mußten ins Land gehen, bis an der Universität seine eifrige und erfolgreiche Wirksamkeit entsprechende Anerkennung fand. Nachdem er zwölf volle Jahre hindurch mit geradezu kläglichen Gratificationen für seine Lehrthätigkeit sich hatte begnügen müssen, wurde Wyß erst 1870, als in der Cantonsregierung statt der liberalen die den Conservativen, trotz der herrschenden Gegensätze, nicht annähernd so auffällige demokratische Partei ans Ruder kam, zum Ordinarius der Geschichte befördert und sein Gehalt nahezu verdoppelt. Um dies zu erreichen, hatte der verdiente Gelehrte bis zu seinem 55. Lebensjahre warten müssen — ein Gegenstück zu der Raschheit, mit der heutzutage meistens die akademische Laufbahn zurückgelegt wird.

Hand in Hand mit seiner akademischen und literarischen Thätigkeit ging das Wirken Georg v. Wyß' in der 1840 von ihm mitbegründeten Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, in deren Verwaltungsrath er schon 1843 eintrat und deren Präsident er dann während nahezu 40 Jahren war. Die Verdienste dieser Gesellschaft, welche — wie es ihr Name sagt — die ganze Schweiz umfaßt, um die Erforschung der Schweizer Geschichte sind überaus groß. Mit den namhaftesten Historikern der Universitäten und Gymnasien, mit den Archivaren und Bibliothekaren, den Hütern der Geschichtsquellen, vereinigt sich eine stattliche Anzahl von Männern aller Berufsarten aus allen Cantonen der Eidgenossenschaft zu gemeinsamem Wirken. In einer stattlichen Reihe von Bänden sind die Veröffentlichungen dieser Gesellschaft in den Händen der Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde. Durch die jedes Jahr in einem anderen Theile der deutschen und wälischen Schweiz stattfindenden Versammlungen werden immer wieder neue Kreise für die Interessen der Gesellschaft gewonnen und ein lebhaftes Eintreten für deren Ziele in wirksamer Weise hervorgerufen. Aber auch über das nächste Streben der Vereinigung hinaus erweisen sich diese Jahresversammlungen bedeutsam. In einer Zeit politischer und confessioneller Zerklüftung und Befehdung ist es eine überaus wohlthuende Erscheinung, hier Männer der verschiedenen Bekenntnisse und Parteien in einigem Zusammenwirken verbunden zu sehen. Seit

zehn Jahren habe ich als Ehrenmitglied dieser Gesellschaft den meisten ihrer Jahresversammlungen beigewohnt, und nie ist auch nur der Schatten einer Uneinigkeit oder Verstimmung auf die Versammelten gefallen. Und doch waren da neben ausgesprochen liberalen Geistlichen des lutherischen und calvinischen Bekenntnisses die katholischen Priester der Urkantone, die Mönche von Einsiedeln und Engelberg, neben hervorragenden Vertretern der strengsten conservativen Richtung Radicale, die auf dem äußersten linken Flügel ihrer Partei stehen, ja selbst Socialdemokraten anwesend. Die Liebe zum Vaterland, der Eifer für die Erforschung seiner Geschichte vereinigte alle diese Männer zu einem niemals getrübbten Gottesfrieden.

Daß dieses sich so gestaltet hat, ist nicht das geringste unter den vielen Verdiensten Georg v. Wyß'. Seine Persönlichkeit, wie kaum eine zweite, war dazu vereinschaftet, in dem Sinne gegenseitiger Achtung die Leitung einer so bunt zusammengesetzten Vereinigung zu handhaben. Auf ihn sahen die einen voll Ehrerbietung, wie die Schüler auf den verehrten Lehrer, die anderen voll Liebe, wie die Kinder auf den theuern Vater, während die immer kleiner werdende Zahl der Altersgenossen in ihm den immer gleich bleibenden zuverlässigen Freund erblickte. Seine Eröffnungsreden, in denen er eine Uebersicht der im vergangenen Jahre erschienenen namhaften Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Schweizer Geschichte zu geben pflegte, der sich eine Mittheilung über die durch den Tod seit der letzten Sitzung dem Verein entrisenen Mitglieder angeschlossen, waren reich an feinen Gedanken und zutreffenden Urtheilen. Die Worte, mit denen er in den öffentlichen Versammlungen den Vortragenden, in den Vereinigungen am Vorabend der Sitzungen jenen, die verschiedene kleinere Mittheilungen machten, den Dank aussprach und, sei es zustimmend, sei es kritisirend, auf die behandelten Themata in Kürze einging, enthielten stets eine Fülle anregender und die Verhandlung fördernder Bemerkungen. Mit der ganzen Urbanität seines Wesens behandelte er bei solchen Anlässen wohl auch eine oder die andere Publication, die da oder dort Anstoß erregt hatte, und ohne ein Haarbret von dem Maße wissenschaftlicher Wahrheit abzuweichen, war doch sein irenisches Urtheil geeignet, eine etwa bestehende oder aufstauende Verstimmung rasch zu beseitigen. Nicht minder unvergeßlich werden den Theilnehmern seine herzzgewinnenden Tischreden bei dem Bankett, das sich den Verhandlungen anzuschließen pflegt, sein, in denen er über den Kreis der Gesellschaftstractanden hinaus auch politische und sociale Vorgänge in seine Erörterung zog, immer in dem Sinne, Gemeinsames zu betonen, Trennendes mit zarter Hand zu berühren, jede verstimmende Polemik zu vermeiden. Und wie bei diesen Versammlungen, welche mit den Schweizer Historikern und Geschichtsfreunden Ehrenmitglieder aus Deutschland und Frankreich jährlich vereinigten, war Wyß auch in kleineren Versammlungen in der Vaterstadt oder wo sonst Pflicht und Neigung ihn in den Kreis von Mitbürgern führte, der von Allen mit Ehrerbietung und Liebe gehörte Redner, der stets zur rechten Zeit das passende Wort und den richtigen Ton zu finden wußte.

Wer den mittelgroßen Mann, in den letzten Lebensjahren vom Alter etwas gebeugt, mit den unschönen Zügen eines durchfurchten, unverhältnismäßig großen Antlitzes, aus dem aber, sobald er den Mund öffnete, eine gewinnende Liebenswürdigkeit, unterstützt von einem seelenvollen Blicke, sprach, je gesehen, stand alsbald unter dem Eindruck, einer starken, bewußten, in sich gefestigten Persönlichkeit gegenüberzutreten. Mit Recht sagt in seiner kurzen Gedächtnißrede Meyer v. Knonau, daß die Wurzeln dieser geistigen Kraft, die im Verkehre mit Georg v. Wyß

Niemand verkennen konnte, „eine warme Religiosität, ein freudig bezeugter Glaube, ein festes Gottvertrauen und eine unerschütterliche Liebe zum Vaterlande waren“. Aber so war dieser seltene Mann geartet, daß die Festigkeit seiner Ueberzeugungen und die Entschlossenheit, mit welcher er sie bekannte, ihn auch nicht einen Augenblick ungerecht gegen solche machte, die — in ehrlichem Glauben — sich zu Ansichten bekannten, welche den seinigen diametral entgegengesetzt waren. Er brachte — wenn auch vielleicht bekümmert, dem Festhalten an einem Irrthum zu begegnen — jeder aufrichtigen Ansicht des Gegners die Achtung eines reinen Herzens, in dem kein Falsch war, entgegen.

Ein überaus glückliches Familienleben, eine erfolgreiche und ehrenvolle Lehrthätigkeit, ein literarisches Wirken, dem nie die Anerkennung der Fachgenossen fehlte, die erhebende Empfindung, die Achtung, Verehrung und Liebe seiner Mitbürger zu genießen, die Freude an einer anregenden Geselligkeit im Kreise gleichgesinnter Freunde waren dem trefflichen Manne bis in das hohe Alter beschieden. Durchzitterte auch seine Nerven schon seit Jahren die Ahnung eines baldigen Scheidens aus der ihm so theuren Vereinigung der Geschichtsforschenden Gesellschaft, so durfte man sich doch mit jedem neuen Herbst des Wiedersehens mit dem verehrten Präsidenten freuen. Erst der 77 jährige, dem noch das Glück zutheil geworden war, an der Seite seiner Gemahlin das Fest der Goldenen Hochzeit zu feiern, zog sich von der ihm so lieben Lehrthätigkeit an der heimischen Hochschule zurück. Zweimal im Laufe von zwei Jahren warf ihn eine schwere Lungenentzündung aufs Krankenlager. Auch das zweite Mal schien er sich erholt zu haben, als ein Rückfall eintrat und seinem Leben am 17. December 1893 ein sanftes Ende machte. Der Sterbende ahnte nicht, daß wenige Stunden vorher die schon seit längerer Zeit erkrankte Gattin ihm in die ewige Heimath vorangegangen war, in der er mit der frohen Ruhe des gläubigen Christen ein neues höheres Dasein zu beginnen hoffte.

Ich habe Georg v. Wyß an einem herrlichen Septemberabende dieses seines letzten Lebensjahres zum letzten Male in Luzern gesehen. Die Versammlung der Geschichtsforschenden Gesellschaft und die darauffolgende gemeinsame Mahlzeit waren zu Ende. Ich hatte mich, in der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen im Jahre 1894, in Frauenfeld von ihm verabschiedet. Von einem Spaziergang zurückkehrend, sah ich den ehrwürdigen Greis am Ufer des Sees stehen. Es hatte am Tage vorher stark geregnet. Die reinste Luft gestattete einen weiten Blick über den See auf die hochragende Bergkette. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über die unvergleichliche Landschaft. Da stand Wyß und blickte, den Ausdruck der Beseligung und des Entzückens auf seinem ernsten Antlitz, in das prächtige Bild, ganz versunken in die Schönheit seiner theuren Schweizer Heimath. Ich mochte ihn nicht stören und setzte, leise an ihm vorbeigehend, meinen Weg fort. So lebt sein Bild in meiner Erinnerung: eine der sympathischsten Persönlichkeiten, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind, unlöslich verbunden mit der heimischen Erde, deren Vergangenheit zu erforschen, deren Schönheit dankbar zu genießen die Freude seines Daseins war.

Fr. v. Weech.

Staatspolitik und Gesellschaftspolitik.

Von Dr. Georg v. Mayr.

II.

Es wäre ungerecht, mit dem Blick, den wir auf den allgemeinen Plan des Werkes warfen, dessen Besprechung zu beendigen; denn der Widerspruch, welcher den Hauptlinien

des Grundrisses entgegenzuhalten ist, schließt weitgehende Anerkennung und Billigung der Einzelarbeit des Verfassers, die in den reichhaltig gegliederten Einzelabschnitten des Werkes niedergelegt ist, nicht aus. Auf diese soll daher hier in einer durch die Rücksicht auf den verfügbaren Raum, mehr als es eigentlich meinem Wunsche entspräche, bedingten Kürze eingegangen werden.

Der als Einleitung gebrachten sociologischen Grundlage kann ich — gewiß zum Bedauern des Verfassers — die von diesem ihr zuerkannte Bedeutung nicht einräumen. Daß, was der Verfasser als das „im Ueberblick der uns bekannten gesellschaftlichen Entwicklung für die Sociologie bestimmend Hervortretende“ vorbringt, in einem entscheidenden inneren Zusammenhange mit seiner Analyse der Staats- und Gesellschaftspolitik stehe, ist — der Verfasser möge mir verzeihen — nach dem Eindruck, den ein unbefangener Leser haben muß, viel mehr Glaubenssache, als Sache wissenschaftlicher Ueberzeugung. Die Behauptung: „Die Sociologie rechnet mit Thatsachen“, ist hier nicht entscheidend; denn in Wahrheit ergibt sich die Sociologie in ausgedehntem Maße einer geradezu ungeschichtlichen Speculation, auch eilt sie viel zu schnell zur Aufstellung vermeintlich feststehender Gesetze der socialen Entwicklung, ohne die zureichende erforderliche erschöpfende Zustandskenntniß vorausgehen zu lassen. Der „allmächtige sociale Wille“ wird zwar laut gepredigt, in wissenschaftlich überzeugender Weise aber nicht nachgewiesen, und mit dem „socialen Gesetz“ von der gegenseitigen Abhängigkeit aller Dinge ist für die Erkenntniß des Wesens der Politik auch nichts gewonnen. Daß die Bezeichnung der sociologischen Verbrämung des Werkes als mystischer Vorhof nicht ungerechtfertigt ist, dafür möge es gestattet sein, einen charakteristischen Satz als Beleg anzuführen. Er lautet: „Politik ist die Lebensäußerung aller Gesellschaftsgebilde mit Bezug auf ihre Macht und ihren Einfluß im Staate und in der Gesellschaft; da aber die Volkswirtschaft ein wesentlicher Schöpfer der politischen Macht ist, ordnet die Politik ihre Beziehungen im Staate theils rechtlich, theils gewaltsam und nach außen durch Vereinbarungen, ja selbst durch Krieg. Hieraus ergibt sich das sociale Gesetz, daß alle Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens zu politischen Handlungen führen, und daß die Politik aus der Sociologie grundsätzlich Nutzen zu ziehen vermag, insofern sie nur individuellen Forderungen zu entsprechen hat, aber der Sociologie sogar untergeordnet ist, insofern sie den socialen Zwecken des Staates und der socialen Nothwendigkeit entsprechen will.“ — Das wird genügen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn der Leser vor diesem mystischen socialen Gesetz die Flucht ergriffe und auf den weiteren Inhalt des Buchs verzichtete. Aber er thäte Unrecht; denn gleich der nächste Abschnitt über die Politik im allgemeinen bietet viel Interessantes, allerdings neben viel Unsehbarem. Zu letzterem wird vor allem, wie übrigens der Verfasser auch selbst fühlt, die Bezeichnung der politischen Gemeinschaft mit dem Ausdruck „politische Persönlichkeit“ gehören; denn so zutreffend dieser Ausdruck für die einheitlich organisirten politischen Verbände ist, so schief erscheint er für jene gesellschaftlichen Gruppen, welche einer einheitlichen Organisation entbehren, wie z. B. die Gesellschaftsgruppe der wissenschaftlichen oder künstlerischen Kreise. Interessant ist dagegen die Folgerichtigkeit, mit welcher der Verfasser das „große Gesetz der absoluten Feindseligkeit aller Persönlichkeiten unter einander“ ausspinnt und demgemäß auf die seines Erachtens ganz verkehrte Auffassung hinweist, welche den Frieden als Grundlage der menschlichen Wechselbeziehungen ansieht, wodurch in die Politik ein Zug der Unnatur gebracht werde! Auch die Analyse der politischen Triebe — sowohl der Urtriebe wie der

Reflextriebe — ist sehr beachtenswerth. Daß auch die „Zeit- und Localgeiste“ unter die Reflextriebe eingereicht werden, wird allerdings Widerspruch erwecken; denn es sieht danach aus, als würden hier Triebe und Folgeerscheinungen, Ursache und Wirkung verwechselt. Wenn bei der Erörterung der politischen Reflextriebe auch des Umstands als außer Frage gedacht wird, daß Rechts- und Pflichtbewußtsein — dieser großartigste aller ethischen Fortschritte — unter der Mitwirkung des Christenthums entstanden sei (S. 91), so ist dies vom Standpunkte des Verfassers schwer zu erklären; denn religiöse Triebe sollen ja nach seiner Meinung für die Politik, also auch für die politischen Reflextriebe bedeutungslos sein. Mit Interesse folgen wir dem Verfasser bei seiner Analyse des politischen Kampfes und seiner Entwicklungsstufen. Größere Bedenken werden uns, namentlich wenn wir zu den Rechtsgelehrten gehören, bei seinen Bemerkungen über das Recht in der Politik auf-tauchen, wenn wir beispielsweise lesen (S. 143), daß das englische Recht aus socialen Nothwendigkeiten und zumeist durch anerkennende Vereinbarungen entstanden ist, während das continentale Recht ein Aufbau der Willkür und phantastischer Rechtsüberzeugungen ist. Die Ueberhöhung englischer Entwicklung findet sich auch sonst vielfach in dem Werke des Verfassers. Noch werden die Principien und die Systeme der Politik erörtert, wobei unter anderem gegen die Aufstellung des Princips des Fort- oder Rückschritts allerlei zu sagen wäre; und zum Schlusse stellt sich der Sociologe mit der Darstellung der Politik als einer Wirkung der Naturkräfte und mit einer weiteren neuen Aus-gabe der Begriffsfassung von Politik ein, die da lautet: „Die Lebensäußerung des Collectiv-Eigennuzes, wonach das Einzelindividuum sein Interesse durch den Erfolg einer Gemeinschaft zu sichern strebt.“ Man sieht, der Verfasser ist nicht so pedantisch, an einem bestimmten Begriffe fest-zuhalten, er liefert nach Bedarf jeweils einen neuen, wo es im Verlauf eines von den einzelnen Essays, aus denen sein Buch besteht, ihm angezeigt erscheint.

Wie leicht begreiflich, ist diese ganze Erörterung der Politik im allgemeinen trotz vieler hereingezogener geschichts-philosophischer Betrachtungen — zu denen auch mehr als ein Fragezeichen zu machen ist — in ihrem Grundton ziemlich abstract. Mit Recht darf der Leser hoffen, in dem folgen-den Abschnitt über die Politik im Staate mehr auf den Boden concreter Gestaltungen zu gelangen. Am Anfang ist das freilich noch nicht der Fall; denn es überwiegt eine gewisse uferlos geistreiche Betrachtungsweise; allmählich aber kommt er zu einer lehrreichen Analyse von Begriffen und auch von manchen Schlagwörtern, die für die innere Staatspolitik bedeutungsvoll sind. Wir folgen dem Ver-fasser in dieser Hinsicht durch weit ausgespinnene Erörte-rungen über die Parteien, die politische Führung, die po-litische Operation, die politische Sachlage, den politischen Plan, die politische Taktik bei der Regierung und den Parteien. Wie mannichfaltig die Gesichtspunkte sind, welche der Verfasser dabei im Verlaufe seiner mit mancherlei Ci-taten aus der älteren und neueren Geschichte — allerdings nicht durchweg einwufffrei — gewürzten Darstellung zur Erörterung bringt, dafür mögen als Beispiele hier die Schlagworte in dem Abschnitt über die politische Taktik einer Regierung angeführt sein. Es sind folgende: Ein-leitung der Operation, Versuchsactionen, Krisen, Wechsel des Operationszwecks, Wechsel der stützenden Hauptpartei, krisenhafte Erregung, Eingriffe des Staatsoberhauptes, Ca-binetsräthe, Camarillen, herbeigeführte oder hereinbrechende Krisis, System- und Principientreue, Wahl des Augenblicks, Verbrauch der politischen Macht, wechselseitige Abhängig-keit der Regierung und der Parlamentsmehrheit, der re-gierungsfähige Staatsmann, Thunlichkeit als Lösung der

praktischen Politik, politische Thakraft einer Regierung, Geneigtheit zu Uebereinkünften, Charakter des Staatsmanns, Umstürze, Politik bei Aufrüstung und Umsturz, Versumpfung politischer Angelegenheiten.

In einem weiteren Abschnitt analysirt der Verfasser die Staatspolitik nach außen. Bei dieser Gelegenheit ist der Verfasser so gütig, zuzugestehen, daß die Wissenschaft in der Politik gewiß mehr eine kritizirende und analysirende als eine schaffende Bedeutung habe; aber — meint er — den Lehren über die absolute Feindseligkeit wohnt ein po-sitiver Werth inne; sie verbessern das staatsmännische Ur-theil stets und verweisen auf die Bahn praktischer Politik. Im übrigen läßt er nur zwei Aufgaben für das gesammte Gebiet der Politik nach außen gelten: Gebietsveränderungen und Handelszugeständnisse. Die Analyse des Staatsinter-esses, der politischen Kraft nach außen, insbesondere der Staatswehr, sowie der Actionen und Operationen ist — nicht bloß für den Gelehrten, sondern auch für den prak-tischen Politiker — sehr beachtenswerth. Daß die geschicht-lichen Beispiele nicht immer zutreffen, dafür sei als Beispiel nur die schiefe Beurtheilung der Politik Bismarcks durch den Verfasser angeführt, welche „nach außen fortschrittlich bis zum Radicalismus — und im Staate conservativ, ja selbst rückschrittlich“ gewesen sein soll. Als charakteristische Einzelheiten sind hervorzuheben erstens die gelegentlich der Analyse der politischen Kräfteverhältnisse der Staaten ein-geflochtene Betonung des Bedürfnisses des Kriegs zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland (in Rußland sieht der Verfasser überhaupt den großen Feind der occidentalen Cultur) mit der Hervorhebung des Grundsatzes, daß die Vermeidung nothwendiger Kriege ein politisches Vergehen der Gegenwart an dem culturellen Gedeihen der Zukunft sei. Zweitens sind die geradezu antiethischen und selbst culturwidrigen Auffassungen des Verfassers bemerkenswerth, mit welchen die Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel und im gesammten Vorgehen der politischen Action nach außen befürwortet wird. Zur Vorbereitung der Kraft für die Operation darf nichts unterlassen werden, was irgend-wie die eigene Kraft mehrt, die des Gegners schwächt; jede Unterlassung ist ein Verbrechen gegen den Staat, und ein Zurückweichen vor Mitteln, die bei der Politik im Staate verächtlich genannt werden, beweist Unverständnis des Wesens der Politik nach außen mit ihrer unbeschränkt wirkenden absoluten Feindseligkeit (2. Band, S. 148). Alle Phrasen von dem Friedensbedürfniß der Völker, von der Rückwirkung humaner Triebe in der Gesellschaft, von der Friedensliebe der Herrscher sind nur Aeußerungen, hervor-gerufen durch die politische Sachlage, und nicht die Ursachen des Friedens. Schon aus der Pflicht und dem natürlichen Streben jedes Staatsmannes, Besitz und Einfluß seines Staates zu fördern, folgt nothwendig, daß er operativ vor-schreitet, wenn er kann; und wenn kein Staatsmann kann, weil die politischen Kräfte sich aufwiegen, oder wenigstens im Gleichgewicht scheinen, dann ist Friede (S. 154).

Man sieht, es geht ein harter Zug durch des Ver-fassers Auffassung der reinen Politik. Glücklicherweise hängt dies in der Hauptsache mit seiner theoretischen Schei-dung dieser reinen von der civilisatorischen Politik zusam-men. Sobald er zu der letzteren sich wendet, legt er die grimme Maske ab, die er bisher getragen; auch führt er uns dann erst in die verschiedenen concreten Gruppen der Staatspolitik zumal im Innern ein. Daß diese wei-teren Untersuchungen in den letzten Band verwiesen sind, und daß demgemäß die „reine“ und die „civilisatorische“ Staatspolitik durch Einschlebung der „reinen“ Gesellschafts-politik getrennt sind, wirkt verwirrend. Es ist besser, wenn wir abweichend von des Verfassers Anordnung zunächst dessen weitere Ausführungen über die civilisatorische Staats-

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Georg v. Wyß in seiner Geistesart. — Die Continente und ihre geologische Geschichte. Von Paul Oppenheim. — Mittheilungen und Nachrichten.

Georg v. Wyß in seiner Geistesart. 1)

In dem Nekrolog, den F. v. Weech in diesen Blättern (1894, Beilage Nr. 66) dem hochverdienten Schweizer Historiker Georg v. Wyß widmete, war die Erwartung ausgesprochen, daß dessen Leistungen für die Geschichte der Eidgenossenschaft von berufener Hand ausführlicher geschildert würden. Diese Hoffnung, und weit mehr ist nun erfüllt worden. Der Nachfolger Georgs v. Wyß im Präsidium der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, der congeniale jüngere Freund, der sich schon vorher lange Jahre als Secretär mit Wyß in die Geschäftsführung dieser Gesellschaft getheilt hatte, hat dem Vorgänger ein Denkmal gesetzt, das uns nicht nur den Gelehrten, sondern auch den Menschen zeigt, wie er lebte und lebte. Die liebevolle Vertiefung, mit der dieses Lebensbild ausgeführt ist, entspricht so recht dem Wesen des Helden, in dem Pietät und treue hingebende Arbeit vor allem hervorstachen. Und durch die Schilderung dieser Arbeit wie der reichen Beziehungen, die Wyß mit deutschen und französischen Schweizern wie mit Reichsdeutschen unterhielt, gestaltet sich sein Lebensbild zu einer für die Geschichte des Schweizerischen, ja des deutschen Geisteslebens werthvollen Quelle. Dem Biographen kam ein Zug zufluten, der Wyß im Verein mit anderen entschieden als Vertreter einer älteren Generation stempelt: die ihm im höchsten Grad eigene Begabung und Neigung, in Briefen seinem Denken und Fühlen Ausdruck zu verleihen. In brieflichem Gespräch mit Freunden sich zu ergehen, ihnen von seinem Thun zu erzählen, in den offensten Geständnissen ihnen tiefe Einblicke in sein innerstes Wesen zu eröffnen, war ihm Bedürfnis, Genuß und Erholung. Meyer v. Knouau sah sich in der glücklichen Lage, eine Fülle von Briefen des Verstorbenen verwerten zu können, unter denen die großen Correspondenzen an den Bruder Friedrich, an die Freunde Vuillemin und Forel, Vater und Sohn, obenan stehen. Mit Hilfe dieser reichen Schätze war es nun erst möglich, die außerordentliche Vielseitigkeit, die Wyß auszeichnete, zur Anschauung zu bringen. Und da diese Briefe, auch die zahlreichen französisch geschriebenen, vorzügliche stilistische Leistungen sind, gereichen die geschickt eingeflochtenen Auszüge aus denselben dem Lebensbilde zu besonderem Schmuck.

Zwei treffliche Lichtbilder, die dem Buche beigegeben sind, vergegenwärtigen uns die äußere Erscheinung des Schweizer Historikers in der Jugend und im Alter. Daß uns seine innere nicht minder klar und scharf entgegentritt, ist das Verdienst des Biographen. Wyß war eine vor-

nehme, edle Natur, in seinem ganzen Leben und Denken bestimmt durch die religiöse Grundlage, ein vielseitig angelegter Geist, der mit mathematischen und physikalischen Studien begann, um dann in politisch-parlamentarischer und administrativer Thätigkeit als Bannerträger der conservativen Idee seinem Vaterlande zu dienen, bald aber sich ganz der Geschichtsforschung zu widmen. Selbst Verlangen und Neigung, den Stimmungen des Gemüthes dichterischen Ausdruck zu geben, waren ihm nicht fremd. In Genf und Berlin Studirender der Mathematik, in Berlin nebenbei auch ein bißchen der Geschichte, in Göttingen Astronom, in Zürich Journalist, Officier im eidgenössischen Feldingenieurcorps, Staatschreiber, Mitglied des Directoriums der Nordbahn, Mitglied des Großen Rathes, endlich Professor der Geschichte an der Universität Zürich, dazu Mitglied der historischen Commission in München, hat er in seinem Wirken eine Vielseitigkeit entfaltet, die auch in der republikanischen Schweiz als ungewöhnlich betrachtet werden muß. Aber den Tag, an dem er aus den dünnen Gefilden der politischen Laufbahn zur Wissenschaft, zu den ihm uner-schöpflichen Genuß bietenden historischen Studien übergegangen war, hat er selbst den zweitglücklichsten seines Lebens genannt. Siebenunddreißigmal hat er in stets unverminderter geistiger Frische das Amt eines Präsidenten der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz bekleidet, und wer je einer der jährlich wiederkehrenden Versammlungen dieser Gesellschaft beigewohnt hat, wird von der imponirenden Ruhe und Sicherheit, mit der er die Verhandlungen leitete, von der eindringenden Kenntniß, mit der er die erörterten wissenschaftlichen Fragen beherrschte, von seiner Geschäftsgewandtheit und seinem liebenswürdigen Entgegenkommen tiefen Eindruck empfangen haben.

Seine eigenen historischen Arbeiten sind durchaus der Geschichte seines Vaterlandes gewidmet. So die Beiträge zur Geschichte der Familie Dianes (1850), das römische Helvetien (1851), die Geschichte der Abtei Zürich (1851 bis 1858), dem Umfang nach seine größte Arbeit, die Quellen der älteren Geschichte der Schweiz (1853). Eine in erster Reihe für die eidgenössische, aber auch für die deutsche Geschichte sehr werthvolle Quelle, die Chronik des Minoriten Johann von Winterthur, hat Wyß mit der ihm eigenen Sorgfalt im 11. Bande des Archivs für Schweizer Geschichte 1856 herausgegeben. Es folgte die Geschichte der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden in den Jahren 1212—1315 (1858) und der in die Reichsgeschichte eingreifende Aufsatz über den Grafen Wernher von Homberg aus der Zeit Kaiser Heinrichs VII. (1860). Als die Hochschule seiner Vaterstadt 1883 die fünfzigste Jahresfeier ihrer Stiftung beging, fand sie in Wyß ihren berufenen Geschichtschreiber. An der Spitze der Commission, die das schweizerische Idiotikon veranstaltete, wandte er diesem Unternehmen bis in das einzelne eine umfassende Sorgfalt zu. Ebenso machte er sich als Vorsigender der Redactionscommission um das Züricher Urkundenbuch verdient, das seiner Anregung den Ursprung verdankte. In

1) Gerold Meyer v. Knouau. Lebensbild des Professors Georg v. Wyß (geb. 1816, gest. 1893). Zürich, Fäsi u. Beer, 1896.

der Antiquarischen Gesellschaft hatte er bis 1882 bereits 43 Vorträge gehalten. Eine Menge kleinerer Beiträge aus seiner Feder sind im Anzeiger und im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, in verschiedenen Neujahrsblättern und anderswo zerstreut. Für die „Allgemeine deutsche Biographie“ hat er mehr als hundert Artikel über Schweizer Edelherren, Staatsmänner und Gelehrte verfaßt. Eine seiner werthvollsten Vorlesungen ward nach seinem Tode, 1895, durch G. Meyer von Knonau als „Geschichte der Historiographie in der Schweiz“ veröffentlicht. In erster Reihe blieben seine Studien immer auf das 13. und 14. Jahrhundert gerichtet und diese hatten ihn früh zu der jetzt zum Gemeingut gewordenen Erkenntniß von dem geringen historischen Werthe Tschudi's geführt.

Für die Eigenart seiner historischen Arbeiten ist sehr bezeichnend, was er einem Fachgenossen schrieb: „Mir ist das erste Bedürfnis immer, die bestimmte Scheidelinie zwischen Wissen und bloßem Vermuthen zu ziehen, und ich bewege mich je länger je weniger gern auf dem letzteren Felde, wo das Ergebnis dem Aufwande von Zeit und Kraft schließlich so wenig zu entsprechen pflegt.“ Ein Geistesverwandter von Waiz, lehnte er es entschieden ab, über eine gewisse sichere Linie hinaus sich auf das Gebiet der Hypothesen und Vermuthungen zu begeben. Darum hinterlassen seine Arbeiten, ebenso wie dies die Hörer von seinen Vorlesungen rühmten, den Eindruck der absoluten Sicherheit und Zuverlässigkeit. Vollständigkeit und Sauberkeit der Forschung, eine sich nie genugthuende Gründlichkeit im Auffuchen und Feststellen der Ergebnisse und die formale Abrundung des Ausdrucks: das sind die Vorzüge, die den Historiker Wyß kennzeichnen. Goethe's Definition von der Pflicht des Historikers: das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden, lautet in ihrer bescheidenen Beschränkung, als wäre sie gerade auf ihn gemünzt. Daß er nie dazu gelangte, einen größeren Stoff zusammenfassend zu gestalten, mag man bedauern, wird es aber bei vollständigem Einblick in seine vielseitige Thätigkeit begreiflich finden. Böhmer, der einsam stehende und vom politischen Leben sich völlig fernhaltende Junggeselle, konnte ihm leicht „etwas federe literarische Thätigkeit“ wünschen.

Durch seinen Bildungsgang und sein Wirken stand Wyß obenan unter jenen, die in der Schweiz den deutschen Geist und die Verbindung mit der deutschen Cultur hegen und pflegen. Ueber seinen ersten Aufenthalt in Deutschland sei es gestattet einiges aus dem Lebensbilde mitzutheilen. Wyß begann seine Studien in Berlin im Sommersemester 1838, zu einer Zeit, da das Verhältniß zwischen Preußen und der Eidgenossenschaft ein ziemlich gespanntes war. Ohne specielle Ministerialerlaubnis war damals jedem preussischen Studenten verboten, die Schweiz zu betreten. „Es ist“, schreibt Wyß, „als wäre unser geächtetes Vaterland, die liebe Eidgenossenschaft, aussäsig. Wer denkt wohl freier und größer, wir, die wir selbst von Lehrern im monarchischen Staat die Wissenschaft holen, oder die, welche eine Quarantäne des Geistes um uns ziehen möchten?“ In seinem ersten Berliner Semester schien es dem jungen Mathematiker bei aller Anerkennung, die er den Lehrern Dirichlet und Erman zollt, als sei seinem Bruder Juristen, der mit ihm in Berlin weilte, die wissenschaftliche Tafel reichlicher gedeckt. Bessere Ausbeute bot ihm dann das folgende Wintersemester. Den Astronomen Encke rühmt er als klar und lichtvoll, gründlich und genau, von der geschmackvollsten Einfachheit und Eleganz. „Dabei ist der Vortragende ein lieber und bescheidener Mann, der den nach seinem Namen genannten Kometen niemals unter dieser Bezeichnung nennt.“ Im nächsten Sommersemester kam Wyß auch mit dem ausgezeichneten Physiker Dove in

Berührung, hörte bei ihm Collegien und hatte an seinem geläufigen und oft witzigen Vortrag große Freude. Savigny galt ihm als das Ideal eines akademischen Lehrers, Ranke's Vorträge weckten in ihm die erste Begeisterung für die Geschichte und wurden, ohne daß er dies damals schon ahnte, für seine spätere Berufswahl entscheidend. Erstaunlich ist in den brieflichen Urtheilen des Jünglings bei aller Frische und Unmittelbarkeit des Augenblicks die Reife und Gesetzmäßigkeit. Wenn er Ranke einen Rubens unter den Historikern nennt, trifft das sowohl die Farbengluth und den kühnen Wurf seiner literarischen Gemälde als die unverfälschte Schaffenskraft des Meisters. Ueber das Berliner Gesellschaftsleben, das ihm einen überwiegend frostigen Eindruck hinterließ, schreibt der Züricher Bürgermeistersohn: „So lange man mit einer solchen Gesellschaft nicht seinesgleichen ist, sollte man entweder ein Genie sein, um sie zu beherrschen, oder ein geborener Unterthan, um sich von ihr beherrschen zu lassen, wenn man darin an seinem Plage sich fühlen soll. Das will aber nicht sagen, daß wir nicht mehr hingehen wollen; im Gegentheil, ich halte diese Kreise für eine vortreffliche Demuth-, Geduld-, Welt-sitten- und Kunstschule für den, der genug Selbstverleugnung hat, sie zu besuchen.“ Während ihn der Umgang mit einzelnen, besonders mit dem fast schwärmerisch geschilderten Architekten Stier, entzückte, fand er den größeren Theil der Professoren „so lakonisch“. „Es ist immer, als ob man mit einem Grandseigneur spräche: steif, kalt und kurz!“ Welcher Oberdeutsche hätte nicht schon ähnliches empfunden?

Wyß hatte einen guten Theil seiner Erziehung in Genf genossen und dort persönliche Bande geknüpft, die ihm durch das ganze Leben theuer blieben. Er beherrschte die französische Sprache so gut wie die deutsche, er war durch die Familie seiner Frau, die mütterlicherseits aus einer südfranzösischen Hugonottenfamilie stammte, mit vielen Franzosen in verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen getreten. Die deutschen Leser des Lebensbildes werden mit besonderer Theilnahme und Genugthuung verfolgen, welche Stellung der Schweizer Gelehrte unter diesen Umständen zwischen den beiden Nachbarnationen einnahm. Das Herannahen des Krieges 1870 hatte ihn „innerlich aufs tiefste bewegt, ja fast zerrissen. Denn zu dem schrecklichen Gedanken, daß die beiden großen Nationen, auf denen die Cultur Europa's in erster Linie beruht, sich in tödtlicher Feindschaft gegenübertraten sollten, gefellte sich für mich das Gefühl, zwischen hundert lieben und verehrten Menschen, die ich in beiden Lagern stehend wußte, gleichsam wählen, dem einen beitreten, von dem andern mich los-sagen zu müssen. Als die Nothwendigkeit gekommen war, konnte ich freilich in meiner Wahl nicht schwanken. So gern ich im persönlichen Umgang französisches Wesen und den einzelnen Franzosen mag und zu schätzen weiß, so entschieden wende ich mich vom Geiste der Nation und von ihrem unheilvollen Einfluß in der europäischen Politik ab.“ Wyß war zu sehr Historiker, um nicht zu erkennen, daß der Ursprung dieses Unheils in Ludwig XIV. zu suchen war. Als sich dann die Geschehnisse erfüllten, schrieb er: „Selten, vielleicht nie ist eine große Nation mitten aus einflussreichster Stellung und aus dem Glauben an das Recht und die Beständigkeit ihres Vorrangs vor anderen in eine so tiefe innere und äußere Zerrüttung gestürzt worden. Das Sprichwort, daß Hochmuth vor dem Fall kommt, ist schon oft im kleinen, oft auch zwischen Großen in einzelnen Feldzügen oder Schlachten verwirklicht worden, wohl nie aber in dem Grade wie jetzt.“ Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete Wyß auch Thiers als Staatsmann und als Geschichtschreiber: „Er hat dem Chauvinismus der Grammont und derer, die Napoleon leiteten, die

Bege gebahnt. Daß er im letzten Augenblick die drohende Gefahr gesehen und sich ihrem thörichten Vorhaben widersetzt hat, darin bewährte sich wohl für den Moment sein staatsmännischer Blick; aber er konnte die Folgen seines eigenen Wirkens nicht auslöschen.“ In seinem ganzen Leben glaubte Wyß wenige so tiefgreifende Erscheinungen historischer Vergeltung gesehen zu haben wie diejenige, daß Thiers den Frankfurter Frieden unterzeichnen mußte.

Der Eidgenossenschaft kann man nur wünschen, daß der Geist, der in Georg v. Wyß verkörpert war, in ihren Staatsmännern und Gelehrten fortleben möge.

Die Continente und ihre geologische Geschichte.

Von Paul Oppenheim.

Die Architektur unsrer Erde ist bedingt durch den Gegensatz zwischen dem festen und dem flüssigen Elemente. Keilförmig streichen gewaltige Ländermassen in südöstlicher Richtung von einem Pole zum andern und streben in ihren Gebirgsrücken bis zu 25,000 Fuß der Sonne entgegen; majestätisch breitet sich zwischen ihnen die bewegte Fläche des Weltmeeres aus, dessen Gründe ebenso tief hinabtauchen in die dunkle, schauervolle Tiefe. Als Continente sind wir gewöhnt die Sockel zu bezeichnen, in welchen die feste Erdkruste herausragt aus dem sie umspülenden Meere; und Océane nennen wir die flüssigen Massen, welche sich trennend zwischen sie legen. Wie wir gemeinhin von diesen fünf zählen, so läßt eine oberflächliche Gliederung von jenen drei erkennen.

Schon eine flüchtige Betrachtung zeigt uns, daß diese Schulfbegriffe dem Wesen der Dinge nicht recht entsprechen. Océane wie Continente sollten von begriffsmegen in sich und von einander abgeschlossene Einheiten bilden. Eine Betrachtung des Globus zeigt uns, daß dem nicht so. Am Cap der guten Hoffnung vermählt sich der Atlantic dem indischen Meere, am Cap Horn dem Pacific; Stiller und Indischer Ocean stehen ihrerseits zwischen den Inselketten, welche Asiens Südostrand umsäumen und längs der australischen Küste in inniger Verbindung. Alle Theile des Weltmeeres hängen zusammen, denn die Continente ziehen sich nicht in lückenloser Fläche von einem Pole zum andern. Europa bildet geographisch nur ein unbedeutendes Anhängsel des asiatischen Kolosses, und dieser steht durch die Sinaihalbinsel in breiter Verbindung mit dem äthiopischen Continent. Während Australien durch die Sundainseln, Neuguinea und die Mollukken auf das innigste mit Süd-asien verbunden ist, bildet die Landenge von Panama die fast zufällige Verbindung zweier in ihrem Bau, ihrer Bevölkerung und in ihrer Geschichte durchaus heterogenen Erdgebilde. Wenn eine vollständige Abgeschlossenheit von allen anderen Küsten ein Haupterforderniß für den Begriff Continent ist, so sind die gewaltigen, in der Gegenwart unter einer eisigen Decke begrabenen Landmassen des Südpols, die Antarktis, würdiger dieser Bezeichnung als irgend eines der anderen fünf Glieder. Sollte die geologische Geschichte, die Alterthümlichkeit des Thier- und Pflanzenlebens neben der Abgeschlossenheit in erster Linie in Frage kommen, so wäre die Bezeichnung auch auf Ländermassen wie Madagascar und Neuseeland auszudehnen.

Der Begriff Continent ist also keine streng logische, sondern eine mehr conventionelle Bezeichnung; ob er der Natur der Dinge, der Geschichte der Erde entspreche, ob er genetisch zu rechtfertigen sei, das war eine Frage, deren Beantwortung die Geologie zu beschäftigen begann, sobald sie auf dem Boden der durch Induction gewonnenen Thatsachen zu einer allgemeineren, synthetischen Betrachtung der Dinge zu gelangen versuchte. Wallace, der geniale Mit-

begründer der Descendenztheorie, war es, welcher zuerst für die Unveränderlichkeit der Continentsockel, für das im wesentlichen unveränderte Verhältniß zwischen Meer und Festland seit den frühesten Perioden der Erdgeschichte eingetreten ist. Zweifellos hätten Einbrüche des Meeres und ein späterer Rückzug desselben an verschiedenen Punkten unsrer Planeten stattgefunden; wie anders seien auch sonst die zahllosen Ueberreste von Meeresthieren zu erklären, welche sich an vielen Stellen der Erde zum Theil noch in bedeutenden Höhen über dem heutigen Meerespiegel vorfinden? Aber nun und nimmermehr hätte sich das Verhältniß zwischen Meer und Land so verschoben, daß wir Ablagerungen der Tiefsee jetzt auf dem Festlande und alte Continente auf dem Boden der heutigen Océane zu suchen hätten. Im Gegensatz zu Wallace betonte dagegen Lyell, der Neubegründer der Geologie, den steten Wechsel in der Landvertheilung in früheren Perioden; die jüngere Tertiärzeit höte allerdings ein dem heutigen noch sehr ähnliches Bild des Globus dar; je mehr man sich aber von der Gegenwart entferne, desto beträchtlicher wüchsen die Differenzen in der Vertheilung von Land und Wasser auf der Erde. Die Continente sind also nach Lyell in einer bestimmten Periode annähernd beständig, ändern aber im Laufe der Zeiten vollständig Lage und Ausdehnung. Die Theorie Lyells wurde unterstützt durch die Entdeckung von echten Tiefseebildungen, von Absätzen, wie sie sich heute in einer Tiefe von wenigstens 2200 Faden (= ca. 4250 m) unter der Meeresoberfläche bilden, auf dem Rücken der heutigen Festländer, eine Thatsache, deren Feststellung dem Scharfblicke Neumayrs zu danken ist; sie wurde bestätigt durch zahlreiche Anomalien in der Vertheilung der Organismen, auf welche Heer, Bourguignot, Müllmeyer und besonders in der letzten Zeit v. Thuring hingewiesen haben, bestätigt durch eine ganze Reihe von Thatsachen, auf welche wir im folgenden näher einzugehen haben werden. Heute ist die große Mehrzahl der Forscher geneigt, umfassende Veränderungen in der Ausdehnung der Festländer für den Verlauf der geologischen Zeiten zuzulassen, die heutigen Océane als Einsturzgebiete ehemaliger Continente zu betrachten und in einem Theile des Festlandes die Ueberreste einstiger Meeresabsätze zu erblicken.

In seinem „Kritias“ wie im „Timaeus“ berichtet Plato von einer gewaltigen Insel, welche sich westlich von den Säulen des Herkules, der heutigen Straße von Gibraltar, ausgedehnt habe. Ihre Größe habe die von Kleinasien und Libyen übertroffen, ihre Herrscher hätten mit dem mächtigen Aegypten blutige Kriege geführt, und dorthin die reiche Cultur ihres Landes verpflanzt. Gewaltig sei der Einfluß gewesen dieses Culturcentrums auf das ganze Mittelmeergebiet. Schließlich aber, als die Insel sich auf dem Zenith von Macht und Gesittung befand, sei sie das Opfer eines Erdbebens geworden und in einer einzigen Nacht mit allen ihren Bewohnern in die Tiefe gesunken. Die Angaben Plato's beruhen zweifellos auf rein mythischer Grundlage; auch werden sie bereits von Strabo und Plinius als im hohen Grade unglauwürdig bezeichnet. Doch ist die Vermuthung nicht unbedingt von der Hand zu weisen, daß dieser Mythos, den Plato für seine sociologischen Zwecke von anderer Seite entlehnt haben mag und dessen Kenntniß der Gesetzgeber Solon von ägyptischen Priestern erlangt haben soll, entstanden ist aus der dunklen Erinnerung an Thatsachen, welche ein Versinken größerer oder kleinerer Landgebiete im Gebiete des atlantischen Océans zu historischer Zeit bezeugten. Man könnte als Analogon die Verhältnisse unsrer Nordseeküsten anführen, wo ebenfalls vor und zu Beginn unsrer Zeitrechnung größere Strecken der sich senkenden Küste durch die Sturmfluthen des Meeres verschlungen worden sind, wo noch im Laufe des drei-

zehnten Jahrhunderts Dollart und Zuhdersee mit der Nordsee in Verbindung gesetzt wurden. Es sei dem wie immer, mögen die Griechen nun auch Zeugen der Atlantis und ihrer Zerstörung gewesen sein oder nicht, die Thatsache ist durch erdgeschichtliche Forschungen in hohem Maße wahrscheinlich gemacht worden, daß während ausgebehnter Perioden der Vorzeit größere Ländermassen im atlantischen Ocean bestanden haben, von denen die Faröer, Island und Grönland im Norden, die Azoren, Canaren, Madeira, die Capverden, St. Helena, Ascension und Trinidad im Süden die letzten Ueberreste darstellen, und daß der Atlantic also als ein verhältnißmäßig sehr jugendlicher Einbruch aufzufassen ist.

Die Geologie verfügt über zwei Wege, um die ehemalige Configuration der Erde und das Verhältniß zwischen Land und Wasser auf derselben zu ermitteln; einmal verfolgt sie das Auftreten gleichaltriger Ablagerungen über den ganzen Planeten und sucht auf Grund dieser die Begrenzung der Oceane jener Zeit festzustellen, andererseits bietet aber auch die geographische Verbreitung der jetzt lebenden und der erloschenen Geschöpfe ihr einen willkommenen Schlüssel dar. Und da zeigt es sich denn, daß wir schon in der ältesten Periode unsrer Erde, im Cambrium, noch ein nordatlantisches Festland besitzen, an dessen Küsten die Meeresfauna von Europa und Nordamerika sich zu verbreiten im Stande war; ein verhältnißmäßig schmaler Streifen des atlantischen Gebietes zwischen der Baffinsbay im nördlichsten Amerika im Norden, Spanien im Süden und Böhmen im Osten bildet den Ursprung des atlantischen Meeres. Für die nächstfolgenden Perioden sind die auf den Atlantic bezüglichen Verhältnisse noch nicht genügend aufgeklärt und genauere Daten liegen uns erst wieder aus der Jurazeit vor. Hier sehen wir das ganze mittlere Europa vom Meere überfluthet, welches auf den Halbinseln des Mittelmeergebietes, in der Alpenkette, in ganz Frankreich und Deutschland bis weit nach Rußland hinein seine sehr versteinungsreichen Schichten ausgebreitet hat. Während nun dieses weit nach Norden ausgreifende Mittelmeer der Juraperiode nach Westen durch den westindischen Archipel und die Panamaenge mit dem Stillen, nach Südosten durch Kleinasien, die Euphratebene und Persien mit dem Indischen Ocean seine Verbindung suchte und fand, sehen wir es im Norden und Süden durch zwei mächtige Continentalmassen flankirt, welche den größten Theil des heutigen Atlantic ausfüllen. Im Norden erstreckt sich die nordamerikanische Masse bis nach Irland und Scandinavien herüber; im Süden befinden sich Brasilien und Afrika in innigster Verbindung. Beide Festlandsgebiete, deren Ausdehnung und Gestalt wir, wie vor allem Neumayr gezeigt hat, in großen Zügen aus der Verbreitung der leicht kenntlichen Juraablagerungen auf der Erde zu ermitteln im Stande sind, bleiben während gewaltiger Zeiträume in ihrem Bestande erhalten; sie sind die Brücken, auf welchen Nordamerika und Eurasion einer-, Afrika und Südamerika andererseits während der ganzen nun folgenden Kreideperiode ihre Producte zu verschriften, Thier- und Pflanzenleben durch ewigen Austausch befruchtend zu erneuern vermögen. Erst zu Beginn der unsrer Gegenwart zeitlich schon recht genäherten Tertiärperiode änderte sich dieses Verhältniß; der südatlantische Continent bricht langsam in die Tiefe, während der nördliche noch ziemlich bis zum Schlusse dieser Aera dem Zusammenstürze widersteht. Langsam erlöschen die afrikanischen Landformen, besonders der niederen Thiere, in den europäischen und amerikanischen Tertiärbildungen. Auch unter ihren Säugethieren gelangt das ältere afrikanisch-indische Element, welches heute im wesentlichen auf Madagascar und die Mascarenen beschränkt ist, die Halbaffen, Schleich-

fagen und andere niedere Säugethiere, schon frühzeitig zur Vernichtung. Allmählich löst sich die südatlantische Masse in einen Complex von Inseln auf und an diesen verbreiten sich im älteren Tertiär die auf ganz geringe Meerestiefen beschränkten, im tieferen Wasser schnell vernichteten Riffforallen in identischen Arten von Norditalien bis nach Westindien. Daß größere Landverbindungen im südatlantischen Becken noch in sehr junger Vergangenheit bestanden, beweist das Auftreten des *Samantias (Menatus)*, einer in Folge ihrer ganzen Organisation ausschließlich auf das Leben an der Küste angewiesenen walartigen Meeressirene an den heute durch den Atlantic getrennten Küsten Brasiliens und Westafrika's.

Den letzten Ueberrest dieser Landverbindung scheint bis in die jüngste Vergangenheit hinein die Gruppe der atlantischen Inseln (Madeira, Canaren, Capverden zc.) gebildet zu haben, welche unter einander und mit Südspanien in Verbindung die eigentliche Atlantis im Sinne moderner Naturforscher darstellen. Die sehr charakteristischen und unverkennbaren Landschnecken dieser Inselgruppen, wegen ihrer Unbehüllichkeit und ihrer schnellen Vernichtung im Seewasser die sichersten und unzweifelhaftesten Zeugen eines ehemaligen Landzusammenhanges, bilden für die Tertiärfauna Europa's bis in die jüngste Vergangenheit einen integrierenden Bestandtheil. Die typischen Elemente der atlantischen Flora, die Drachenbäume, die baumartigen Euphorbiaceen, der canarische Lorbeer u. a. sind in den europäischen Tertiärfloren äußerst verbreitet. Daß eine Verbindung zwischen Europa und diesen atlantischen Gebieten noch bis an die Jetztzeit heran stattgefunden haben muß, beweist das Vorkommen von Affen auf dem Felsen von Gibraltar und die weite Verbreitung der Zibethfagen in Spanien und Südfrankreich. Die gefleckte Hyäne, heute in Afrika bis zum Cap herunter sehr häufig, fand sich noch während der Eiszeit nicht nur in Spanien und Italien, sondern auch in Deutschland und England. Auch ein dem Makako von Gibraltar ähnlicher Affe ist in neuerer Zeit durch Hedinger aus diluvialen Höhlenlehmen Schwabens beschrieben worden, das afrikanische Flusspferd ist in einer etwas größeren Abart in ganz jugendlichen Ablagerungen Südeuropa's vorhanden und auch der afrikanische Elephant tritt in Spanien und Sicilien, so in einer Zwergrace selbst auf Malta noch in ganz nahe- liegender Vergangenheit auf.

Der Stille Ocean, welcher in den letzten Jahrzehnten für die menschliche Geschichte eine so erhöhte Bedeutung erlangt hat, ist zweifellos älterer Entstehung als sein kleinerer, dem Culturmenschen früher vertraut gewordener Rivale. Ja man kann wohl sicher behaupten, daß er das ursprüngliche Wasserbecken darstellt, welches wir besitzen, eine Vertiefung der Erdkruste, welche schon die ersten Niederschläge verdichteter Dämpfe aufzunehmen bestimmt war. Trotzdem liegen eine Reihe von Beobachtungen vor, welche darzuthun scheinen, daß ein erheblicher Theil dieses Beckens jüngerer Entstehung ist und erst späteren Einstürzen sein Dasein verdankte. Von der Ostküste Australiens und von Neu-Guinea an östlich bis zum Hawai-Archipel und Tahiti, im Süden bis zur Gruppe der Samoa-, Tonga- und Vit-Inseln bis Neuseeland herab wird seine Fläche von einem fast unübersehbaren Gewirre kleiner Eilande erfüllt, die zum größten Theil durch die Thätigkeit der Korallenthiere aufgebaut worden sind. Neben diesen in der Gegenwart gebildeten Ralken finden sich aber auch an zahlreichen Punkten Reste von uralten Gesteinen. So werden Granite von den Palaos, ältere Schiefer von Neubritannien und von den Marquesas, fast in der Mitte des Beckens, Gneiß und Glimmerschiefer erwähnt. Es ist anzunehmen, daß diese alten Gebirgsglieder einst mit einander in Verbindung

I.

Zu der Dienstagsnummer dieses Blattes haben Sie Ihren Lesern den Hinschied Georgs von Wyß vorläufig mitgeteilt. Den Historiker zu zeichnen, muß ich den Männern vom Fach überlassen, und vielleicht ist dafür eine politische Tageszeitung nicht ganz der richtige Ort. Aber Georg von Wyß war ein so edler Charakter und eine so reiche Persönlichkeit, daß es nicht schwer hält, in seinem Wesen und Lebensgang Seiten hervorzuheben, die für weitere Kreise von Interesse sind. Bei einem Manne von solcher Bedeutung ist es besonders wertvoll, in den Studien und Entwicklungsgang einen Einblick zu gewinnen. Durch das freundliche Entgegenkommen der Familie des Verstorbenen bin ich in der glücklichen Lage, die hiefür nötigen Anaben einem von ihm selbst im Jahr 1879 verfaßten curriculum vitae zu entnehmen. In Zürich am 31. März 1816 geboren, trat er mit 8 Jahren in die Bürgerschule (Lateinschule) seiner Vaterstadt, aber schon 1825 in das Erziehungsinstitut auf Schloß Lenzburg ein, das Christian Wippe, gewesener Lehrer bei Fellenberg in Hofwyl, leitete. Von 1828 bis 33 besuchte er nach einander die obere Bürger- (Gelehrten-) schule, das collegium humanitatis, die unterste Klasse des Carolinums und die oberste Klasse des damals begründeten Gymnasiums, alle diese Schulen in Zürich. Bei F. C. Weiss, H. Bremi, U. Füssi, Sal. Bögelin, Fr. S. Ulrich und J. C. Orelli empfing er Unterricht in den klassischen Sprachen, bei H. Escher in der Geschichte, bei L. Ettmüller in der deutschen Sprache und Litteratur, bei J. Horner und J. L. Raabe in der Mathematik und hörte 1832 und 33 zugleich auch mathematische Vorlesungen bei R. Sch. Gräffe am technischen Institute.

Im Jahre 1834 als Studierender der philosophischen Fakultät an der Hochschule Zürich immatrikuliert, setzte er seine Studien teilweise bei den nämlichen Lehrern fort, hörte auch philosophische Fächer bei Bobrik, Encyclopädie der Rechtswissenschaft bei v. Löw, Chemie bei Wögia, betrieb aber vorzüglich Physik bei Prof. A. Moisson und Mathematik bei Raabe, „als seine Lieblingsfächer“, wie er sich selbst ausdrückt. In der Absicht, sich denselben zu widmen, bezog er im Herbst 1835 die Akademie in Genf, wo er im Hause des damaligen Rectors, prof. theol. Manier, väterliche Aufnahme und bei den Proff. Aug. de la Rive, Pascalis, de la Planche, Gautier, Jul. Pictet de la Rive und in Kollegien und einem privatissimum über Gedächtnisse bei Oberst (nachmals General) Dufour reiche Belehrung und Förderung fand. Insbesondere hatte er das Glück, zu Aug. de la Rive in persönliche Beziehungen zu gelangen, die ihn auch später noch, bei ganz anderer Laufbahn, in Dankbarkeit und Freundschaft diesem Lehrer, wie seinen Lehrern Moisson und Raabe, verbanden.

Als bachelier-ès-sciences von Genf heimgekehrt, bezog er nach kurzem Aufenthalt zu Hause zu Otern 1838 die Universität Berlin, wo er bei Lejeune-Dirichlet und Jb. Steiner Mathematik, bei Ende Astronomie, bei Ermann jun., Poppendorf und Dove Physik hörte. Von letzterem, insbesondere aber von Steiner auch in persönlichen Verkehr aufgenommen, schloß er sich an diesen enge an und gieng, von dem Lehrer dazu eingeladen, im Sommer 1839 mit Steiner von Berlin nach Paris ab, wo ihn sein Gönner in die Kreise der Mathematiker einführen wollte.

Alein unterwegs, in Bonn, empfing er die Nachricht von schwerer Erkrankung seines ersten Paters a. Bürgermeisters David v. Wyß (d. j.), eilte heim und blieb nun, als der Vater am 18. August 1839 starb, in Zürich bis Mitte Februar 1840, ein Augenzeuge der damaligen politischen Umwälzung des Gemeinwesens. Im Auftrage der naturforschenden Gesellschaft in Zürich sollte er sich hierauf in Göttingen, wohin er sich wandte, mit den von Gauß angeregten magnetischen Beobachtungen vertraut machen, für die man ein Observatorium in Zürich einzurichten beabsichtigte. Durch ein Schreiben der Gesellschaft gut eingeführt, fand er freundliche Aufnahme bei Gauß und Wilhelm Weber, arbeitete unter Dr. Goldschmid auf dem magnetischen Observatorium und empfing im Umgange mit den Docenten Dr. Stern, Dr. Sott, Dr. Rütze und dem Mechanikus Meyerstein vielfach anregende Belehrung, sah auch den zu Besuch anwesenden Ettingshausen, „kam aber“, wie er sich selbst ausdrückt, „von dem bisher verfolgten Gedanken, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, innerlich nach und nach zurück, so daß er, nach längerer Reise durch den Harz, Sachsen, Oesterreich und Tirol heimgekehrt, sich zunächst bloß mit Privatstudien in den bisher betriebenen Fächern beschäftigte, als — kurz nach Neujahr 1841 — die politischen Ereignisse in Zürich und der Schweiz und persönliche Beziehungen zu in denselben vorzüglich beteiligten Freunden und Bekannten ihn in eine ganz andere Laufbahn, diejenige der Journalistik und öffentlicher Aemter, zogen.“

Bei der Redaktion des „Beobachter aus der Desfil. Schweiz“ unter Dr. J. C. Bluntschli und der „Zürcher Blätter“ unter Regierungsrat Eduard Sulzer beteiligt, unter letzterem Volontär auf der Finanzkanzlei, wurde er im Juni 1841 zum dritten Sekretär des Großen Rates, Ende 1842 zum zweiten Staatschreiber ernannt. Im Sommer 1847, bei Ablauf seiner Amtsdauer und gleichzeitigem Rücktritt seines Vorgesetzten und Freundes, des ersten Staatschreibers Hottinger, in Folge des Wyß unglücklichen Einflusses Alfred Eschers weder befördert, noch auch nur wieder gewählt, trat er in den Privatstand zurück.

In seinen Aufzeichnungen erklärt Wyß seine Nichtberücksichtigung bei der Besetzung der Staatschreiberstelle in seiner die Personen schonenden, des Historikers würdigen Weise damit, „weil die schweizerischen Ereignisse von 1845 eine neue Umwälzung in Zürich und ganz veränderte Besetzung des Regierungsrates herbeigeführt hatten.“

Schon seit 1840 hatte er sich mit historischen Studien beschäftigt, im Oktober dieses Jahres beteiligte er sich bei der Gründung der Allg. Geschichtsforschenden Gesellschaft, auch in die Antiquarische Gesellschaft in Zürich trat er ein und widmete sich nun dem Studium der Schweizergeschichte in eingehender Weise. Er wurde Gehilfe von Professor J. F. Hottinger bei der Redaktion des „Archives für Schweizergeschichte“, führte nach einigen Jahren diese selbstständig weiter und nahm auch Anteil an den Arbeiten der Antiquarischen Gesellschaft. Vorzüglich anregend wurden für ihn, nach seiner eigenen Aussage, der Umgang mit Dr. F. Keller, das Studium von Stälin's Württembergischer Geschichte, und ein gemeinschaftlicher Besuch, den Stälin und Böhmer im Oktober 1849 in Zürich machten. Von Freunden dazu ermuntert, bewarb er sich im Frühjahr 1850 um die *venia docendi* an der philosophischen Fakultät der Hochschule in Zürich und erhielt diese auf Grund einer am 16. März 1850 gehaltenen Probedorlesung: „Ueber das römische Helvetien“ (abgedruckt mit Erweiterungen im „Archiv f. Schw. G.“ Bd. VII, 1851.) Hiemit trat er nun doch in die akademische Laufbahn.

Schreiben mir hier in der Beschreibung des äußeren Lebensganges Georgs v. Wyß für einen Augenblick inne. Wie deutlich läßt sich für den, der sehen will, in diesem Leben die göttliche Führung erkennen. Dies war auch die Auffassung des Verstorbenen, denn, anlässlich der Feier seiner goldenen Hochzeit am 9. Mai dieses Jahres, schrieb er mir: „Gottes Hilfe hält aufrecht und auf sie, um die wir täglich bitten, setzen wir unser Vertrauen.“

Es erübrigt mir, in einem zweiten Artikel auf die weitere Wirksamkeit Georgs v. Wyß einzutreten, und so weit es im Vorstehenden noch nicht geschehen ist, den Versuch einer Charakteristik zu wagen.

Georg von Wyß.

II.

Der äußere Lebensgang Georgs von Wyß war im weitern, in gedrängter Kürze dargestellt, folgender: 1850 bis 58 Privatdocent, erhielt er am 14. Juli 1857 von der philosophischen Fakultät das Doktordiplom *honoris causa*; am 3. Januar 1858 Titel und Rang eines Extraordinarius, am 3. Januar 1864 die Ernennung zum Professor der Schweizergeschichte; am 3. August 1865 das Diplom eines Ehrendoktors der Universität Wien, bei Anlaß ihres Stiftungsjubiläums; am 26. März 1870 Titel und Rang eines Ordinarius der Universität Zürich, am 23. Juni 1875 das Diplom eines korrespondierenden Mitgliedes der kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. — Ostern 1872/74 bekleidete er das Rektorat der Hochschule Zürich und hatte in dieser Stellung die Ehre, sie, und als erwählter Sprecher für die drei Hochschulen der deutschen Schweiz, Basel, Bern und Zürich, diese insgesamt am 1. Mai 1872 beim Stiftungsfeste der Hochschule Straßburg amtlich zu vertreten. 1880 wurde er von der historischen Kommission in München zum Mitglied ernannt, 1886 von der Akademie dasselbst zum auswärtigen Mitglied. Auf die Jubiläumfeier der Hochschule Zürich 1883 verfaßte er als Festschrift die Geschichte der Anstalt in den Jahren 1833 bis 1883, und an der Bundesfeier der beiden hohen Schulen in Zürich am 25. Juli 1891 hielt er die Festrede.

An den öffentlichen Angelegenheiten des Kantons und der Stadt Zürich nahm er Teil als Mitglied des Großen Rates, nachher Kantonsrates von 1848 bis 1883, des Großen Stadtrates von 1844 bis 1880, vor 1866 von der Junft zu Schuhmachern, nachher von der Bürgerschaft gewählt, und in verschiedenen anderen städtischen Behörden, z. B. 1851 bis 1859 im Schulrat, in den 60er Jahren in der Waisenhauspflege. Im Großen Stadtrat nahm er eine hervorragende Stellung ein; wiederholt, z. B. 1851 und 1863 war er Präsident der Rechnungsprüfungskommission. Aus den auf der Stadtkanzlei aufbewahrten Protokollbüchern geht hervor, daß er in diesen Jahren in bedeutendem Maße in den städtischen Behörden thätig war und das volle Vertrauen der Bürgerschaft besaß. Gleich das erste Mal, als die Mitglieder des Großen Stadtrates nicht mehr von den Jüngsten, sondern von der Gesamt-Bürgerschaft gewählt wurden, erhielt er die zweitgrößte Stimmenzahl.

In freierer Weise hat er seiner Vaterstadt gedient durch seine Arbeit an der Stadtbibliothek Zürich. 1841 trat er als Aktuar des Konventes in die Verwaltung des Institutes ein, im folgenden Jahre wurde er Mitglied des Konventes und 1869 Präsident dieses Kollegiums, sowie der Bibliotheksgesellschaft. In dieser Stellung verblieb er bis zum 3. November des laufenden Jahres, an welchem Tage die Stadtbibliotheksgesellschaft mit größtem Bedauern ihm die erbetene Entlassung erteilte. Es läßt sich denken, daß ein Mann von den Gaben und der Pflichttreue Wyl's in diesem Zeitraum in ungewöhnlicher Weise mit der Anstalt verwich und ihr dadurch unschätzbaren Nutzen brachte. Die Stadtbibliotheksgesellschaft hat denn auch in derselben Sitzung, in der sie vom Rücktritt ihres Präsidenten Kenntnis nahm, beschlossen, ihm ihren warmen Dank durch eine künstlerisch ausgeführte Urkunde zu bezeugen. Der Hinschied des verdienten Mannes kam jedoch so unerwartet rasch, daß es leider nicht mehr möglich war, ihm dieses Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit zu überreichen.

Von 1854 bis zu seinem Tode war Georg von Wyl Präsident der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Wie ernst er seine diesbezüglichen Obliegenheiten nahm, geht schon daraus hervor, daß er dieselben zu seinen „Dienstpflichten“ rechnete.

Als in den 60er und 70er Jahren der schweizerische Radikalismus stets frecher auftrat und versuchte, die Träger der konservativen Ueberzeugungen vollständig an die Wand zu drücken, da stellte Georg von Wyl trotz vorgerückten Alters seine Arbeitskraft und sein Ansehen bereitwillig in den Dienst der konservativen Partei. Von 1876 bis 1886 bekleidete er das Präsidium der Sektion Zürich des Eidgenössischen Vereins. So ist es ein außergewöhnlich reiches Leben gewesen, das ich dem Leser in Vorstehendem in kurzen Zügen entwerfen durfte.

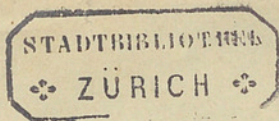
Die Berechtigung zum Versuch eines Charakterbildes des Verstorbenen leitet der Schreiber dieser Zeilen davon her, daß seine Beziehungen zu Georg von Wyl dreierlei Art waren. Wyl war ein Freund meines ihm im Alter nahestehenden, aber 24 Jahre vor ihm verstorbenen Vaters und beehrte und erfreute mich wohl mit aus diesem Grunde mit seinem herzlichem Wohlwollen, sodann hatte ich seit einer Reihe von Jahren in Angelegenheiten der Züricher Stadtbibliothek oft mit ihm zu verkehren und endlich verehrte ich ihn als politischen Führer. Aus diesem Verkehr ergibt sich für mich folgendes Charakterbild des teuren Mannes.

Diejenigen, die Georg von Wyl gekannt haben, bezeugen übereinstimmend, daß es außer den hervorragenden Gaben des Verstandes die Einheit und Befriedetheit seines ganzen Wesens war, was zu ihm hinzog. Die Quelle dieser Eigenschaften war seine Stellung zu Gott. Unter das in diesen Artikeln mehrfach benutzte, übrigens sehr gebrängt gehaltene curriculum vitae hat Wyl das Citat gesetzt: „Luc. XVII, 10: „Also auch ihr, wann ihr Alles gethan habt, was euch befohlen war, so saget: Wir sind unnütze Knechte; denn wir haben gethan, was wir schuldig waren zu thun.“ Daraus und überdies aus seinem Leben geht hervor, daß er sich seinem Gott verantwortlich wußte, fortwährend an sich selbst arbeitete und Gottes Arbeit an ihm stille hielt. Daher die Festigkeit seiner Ueberzeugungen verbunden mit großer persönlicher Bescheidenheit, daher aber auch sein Wohlwollen und sein mildes Urtheil über Andere. Daher sein buchstäblich bis in die letzten Wochen seines Lebens geübtes, gewissenhaftes Auskaufen der Zeit und daher das Vertrauen, daß Gott auch im Alter und bis über den Tod hinaus ihn halten werde. Allerdings hat er noch im Frühjahr dieses Jahres gehofft, wie er sich mir gegenüber ausdrückte, „eine Thätigkeit, die Genuß ist, für die mir seit Jahren vorgezeichneten Aufgaben noch einige Zeit hindurch fortsetzen zu können“, aber auch hierin stellte er auf die Gnade Gottes ab. Uebrigens spiegelte sich sein Innenleben auf seinem Antlitz wieder, das von anstrengender Geistesarbeit, wie von großer Reinheit und Freundlichkeit der Gesinnung Zeugnis ablegte.

Zum Schluß noch einige Worte von dem Politiker. Ich denke dabei nicht an denjenigen der 40er, sondern an den konservativen Führer der 70er und 80er Jahre. Wie war es möglich, daß eine, zwar unzweifelhaft charakterfeste, aber doch sehr milde Persönlichkeit wie Georg von Wyl Parteiführer wurde? Die Antwort lautet ganz einfach: aus Pflichtgefühl. Wyl wäre nicht er gewesen, wenn er nicht eingesehen hätte, daß in der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten sehr wichtige Interessen, auch sittlicher und religiöser Art, auf dem Spiele stehen. Für eine Partei, die darauf ausgeht, Machtpolitik zu treiben, wäre er nicht zu haben gewesen. Auch in den Dienst bloß eines politischen Systems oder einer Gesellschaftsordnung hätte er sich in diesen Jahren wohl nicht mehr gestellt, aber für Schule und Kirche, Recht und Billigkeit mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit in wirklich konservativem Sinne einzustehen, dafür ließ er sich keine Mühe und Arbeit verdrießen.

Der Vaterstadt und dem Vaterlande können wir nichts besseres wünschen, als daß es ihnen nie an so hochbegabten und zugleich so edeln Männern gebreche, wie Georg von Wyl einer war. H.-B.

LA 775 w

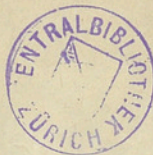


Zur Feier

zu Ehren von

Herrn Professor Georg von Wyss

(16. Juni 1893.)



(Nach der Weise: Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude.)

Was hat zur Feier heute uns gerufen,
die Freunde, Amtsgenossenschaft,
Verehrer, Jünger, mancher Jahre Stufen,
zum Altersernst die Jugendkraft?
Dankende Liebe ist unser Verband,
Achtung vor Wissen und Vaterland.

Denn beiden hat in Treue er gegeben
das Schaffen einer Lebenszeit,
den wir zum Abschied warm bewegt erheben,
dem unser Singen heut' geweiht.
Hoch sei in Ehren der Lehrer gelobt,
der sich als Schweizer zugleich erprobt.

Doch auch von oben tragen Geisterschaaren
zu unserm Festisch Gruss hervor:
die unsers Schweizerbundes Stifter waren —
ein hochgeborner Nonnenchor —
königlich winket mit dankender Hand,
die als die Spinnerin pries das Land.

So steigt empor aus unsrer Tafelrunde
als Aller Wunsch aufrichtig wahr:
wie unser Festhaupt uns vereint zur Stunde,
steh' es noch aufrecht manches Jahr!
Ehre und Liebe genieße in Ruh':
rufen zum Dank wir dem Meister zu.

Zu Strophe 3, V. 3: „Ueber die Geschichte der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, in den Jahren 1212 bis 1315“ (1858). — „Rede bei der Bundesfeier der eidgenössischen polytechnischen Schule und der Hochschule Zürich am 25. Juli 1891“ (1891).

V. 4: „Geschichte der Abtei Zürich“ (1851 bis 1858).

V. 5 u. 6: Die Ehrenrettung der Königin Bertha in: „Herzog Rudolf, der Sohn König Rudolf's II. von Burgund und der Königin Bertha“ (Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1892).



N.Z.Z. 9. mai 1893.

Der Rücktritt Prof. Georg v. Wyß.

Mit Herrn Professor Georg von Wyß, dessen Rücktritt die „N. Z. Z.“ bereits gemeldet hat, verliert die Zürcher Hochschule einen ihrer verdientesten Lehrer und einen Kenner der vaterländischen Geschichte, wie die Schweiz wenige aufzuweisen hat. Geboren am 31. März 1816 als zweitjüngster Sohn des Bürgermeisters David von Wyß, der unter den schweizerischen Staatsmännern der Restaurationszeit eine der ersten Stellen einnimmt, bereitete er sich durch akademische Studien in Genf, Göttingen und Berlin auf die staatsmännische Laufbahn vor, in der seine Vorfahren seit Jahrhunderten eine ehrenvolle Wirksamkeit entfaltet hatten. In der That bekleidete er 1843–47 das Amt eines Staatschreibers in Zürich; aber die Divergenz seiner politischen Ansichten von denjenigen der damaligen Lenker des Kantons bereitete, wenn wir nicht irren, seinem Staatsdienst ein jähes Ende und veranlaßte ihn, sich ganz den historischen Studien zuzuwenden. Nachdem 1849–50 als erste Frucht derselben zwei Neujahrsblätter der Stadtbibliothek „Beiträge zur Geschichte der Familie Manes“ erschienen waren, habilitierte er sich 1850 als Privatdozent für Schweizergeschichte an der Hochschule mit solchem Erfolge, daß er 1858 noch neben Johann Jakob Hottinger zum Extraordinarius und 1870 zum Ordinarius befördert wurde. In den Jahren 1872–74 stand er als Rektor der gesamten Hochschule vor. Das hohe Ansehen, das er sich durch seine lite-

rarische Thätigkeit im In- und Ausland erwarb, zeigte sich in seiner Wahl zum Präsidenten der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, welche Stellung er seit 1854 ununterbrochen bekleidet, sowie in seiner Ernennung zum Mitglied der historischen Kommission in München (1880) und zum auswärtigen Mitglied der Akademie daselbst (1886). Wenn Gründe, die uns unbekannt sind, den trefflichen Gelehrten bis dahin abgehalten haben, sein reiches Wissen und Können in einer zusammenhängenden Schweizergeschichte zu verwerten, so ist dafür die Zahl seiner größern und kleinern monographischen Publikationen, die sich alle ebenso sehr durch ihre wissenschaftliche Gebiegenheit als durch klare, anziehende Darstellung auszeichnen, geradezu Legion. Ein großer Teil derselben ist der Erforschung der Vergangenheit der Vaterstadt gewidmet; so sein Hauptwerk, die 1851–58 als achter Band der Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft erschienene „Geschichte der Abtei Fraumünster in Zürich“, eine grundlegende, in jeder Beziehung muster-gültige Arbeit, die zudem durch die als Beilagen abgedruckten Dokumente bis zur Herausgabe des Urkundenbuches der Stadt und Landschaft Zürich den Rang der wichtigsten zürch. Urkundenpublikation behauptete. In einem Neujahrsblatt der Stadtbibliothek „Karl des Großen Bild am Münster in Zürich“ (1861) beleuchtete er die Entstehung der Karlsage in Zürich, in dem Vortrage „Zürich am Ausgange des 13. Jahrhunderts“ (1876) die Zustände und in Wögelins Altem Zürich (Bd. II.) die Geschichte der Stadt im 13. Jahrhundert (1890). Ein weiteres Neujahrsblatt der Stadtbibliothek schildert die daselbst aufbewahrten Geschenke des Papstes Julius II. an die Eidgenossen (1859) und ein solches des Waisenhauses das Leben des Verfassers des ältesten schweizerischen Staatsrechtes, des bekannten zürcherischen Gelehrten Josias Simler (1859). In der Form von Vorträgen vor der Gesellschaft der Böde (1868–1890, 7 Hefte) behandelte er die Geschichte dieser Gesellschaft, sowie die Beziehungen Zürichs zu Venedig und Genf im Anschluß an gewisse Prachtstücke

des Silberschatzes der Böde, die von Vertretern dieser Städte stammen. Auch die Neujahrsblätter der Stadtbibliothek „Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich“ (1866) und „Herzog Heinrich von Rohan“ (1869) können in gewissem Sinne dahin gerechnet werden, indem sie von den Beziehungen der beiden Persönlichkeiten zu Zürich ausgehen. Den Abschluß dieser Lokal-zürcherischen Geschichtsstudien bildet gewissermaßen die als Festschrift zur Jubiläumfeier der Hochschule im Jahr 1883 verfaßte treffliche Geschichte der Anstalt in den Jahren 1833–1883.

Aber auch die vaterländische Geschichte im weitern Sinne hat G. v. Wyß mannigfache Förderung und Bereicherung zu verdanken. In die älteste Periode derselben führt uns sein Aufsatz „Ueber das römische Helvetien“ im Archiv für Schweizer Geschichte (Bd. 7, 1851); mit dem Ursprung der Eidgenossenschaft beschäftigen sich die Schriften „Die Chronik des weißen Buches im Archiv Obwalden“ (1856), „Ueber die Geschichte der Länder Uri, Schwyz und Unterwalden in den Jahren 1212–1315“ (noch immer eine der besten Darstellungen der Entstehung der Eidgenossenschaft), „Graf Bernher von Homberg, Reichsvogt in den Waldstätten und Reichsfeldhauptmann in der Lombardei“ (Antiquar. Mitteilungen 1860), „Rede bei der Bundesfeier am 25. Juli 1891“ und „Das Reichsland Uri in den Jahren 1218–1309“ (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1892). Die Abhandlung „Ueber eine Zürcher Chronik aus dem 15. Jahrhundert und ihren Schlachtbericht von Sempach“ (1862) ist eines der Fundamente für die Rettung Winkelried's aus den Klauen einer hyperkritischen Richtung geworden. Von Bedeutung für die ältere Schweizergeschichte sind auch zwei Arbeiten über Aegidius Tschudi: „Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich“ (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1889) und „Ueber die Antiquitates Monasterii Einsidlensis und den liber Heremi“ (Jahrbuch für Schweiz. Geschichte, Bd. X, 1885); besonders wichtig ist

der in der letzten Abhandlung geführte Nachweis, daß uns Tschudi eine in den Jahren 1290–1330 entstandene echte Einsiedler Geschichtsquelle, den sogen. liber vitae, intact erhalten hat.

Eine Fülle wertvoller Abhandlungen und Notizen über die verschiedensten Perioden unserer Landesgeschichte hat G. v. Wyß ferner in dem 1855 von ihm und Ferdinand Keller begründeten „Anzeiger für Schweiz. Geschichte und Altertumskunde“, beziehungsweise in den beiden Fortsetzungen desselben, dem „Anzeiger für schweizerische Geschichte“ und dem „Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde“ niedergelegt. Die schweizerische Heraldik hat er bereichert durch eine französisch geschriebene Abhandlung über die historischen Siegel des Kantons Neuenburg (Mitteilungen der Antiqu. Gesellschaft 1860/61). Auch als Herausgeber von Quellen, wie der Chronik Vitodurans (Archiv für Schweiz. Gesch. Bd. XI), des Urbarbuchs der Grafen von Kyburg (ebenda Bd. 12) und der Beschreibung der Eidgenossenschaft durch den Zürcher Arzt Conrad Türlin (gemeinsam mit H. Wartmann in den Quellen zur Schweizergeschichte Bd. VI) hat er sich große Verdienste erworben.

G. v. Wyß ist auch regelmäßiger Mitarbeiter der seit 1875 erscheinenden „Allgemeinen deutschen Biographie“; eine Menge der gebiegensten Artikel derselben haben ihn zum Verfasser, so diejenigen über die Zähringer, Kyburger, Lenzburger, Habsburg-Laufenburger, Friedrich VII. von Toggenburg, Niklaus von Flüe u. s. w. Ueberhaupt ist es nicht zum geringsten Teil G. v. Wyß zu verdanken, wenn die Schweiz in diesem großen Sammelwerk so reichlich bedacht ist, daß es dem längst gefühlten Mangel eines biographischen Lexikons der Schweiz wenigstens für die deutschredenden Kantone abhelfen dürfte. So darf der in voller geistiger Kraft vom Lehrberuf Schiedende mit wohlverdienter Genugthuung auf eine reiche, fruchtbringende Thätigkeit zurückblicken. Möge es dem hochverehrten Greise vergönnt sein, dieselbe noch recht lange zum Gewinn unserer Wissenschaft fortzusetzen!

N.Z.Z.
20. Febr. 1894.

Fenilleton.

Nachtrag zu den Nekrologen über Georg von Wyß.

Der hohen wissenschaftlichen Bedeutung für die Entwicklung der vaterländischen Geschichtsforschung, welche der Persönlichkeit des verstorbenen Prof. G. von Wyß zukam, entsprachen Zahl und Wert der eingehenderen Lebensskizzen, die von ihm entworfen wurden. Aber keine derselben hat auf eine Quelle zur Geschichte seines Ruhmes im Auslande hingewiesen, die längst gedruckt sich findet und an welche zu erinnern (wie uns scheint) jetzt mehr als je am Platze ist.

In einem der zutreffendsten Nekrologe war sehr richtig bemerkt, daß der Verstorbene als eine Autorität auf dem Gebiete schweizerischer Geschichte galt, ohne daß er selbst ein allgemeiner bekanntes, größeres Werk veröffentlicht hätte. G. von Wyß verdankte dieses Ansehen hauptsächlich seinen reichen und schönen handschriftlichen Sammlungen zur vaterländischen Geschichte, zu welchen ihn ohne Zweifel seine Beschäftigung als Staatschreiber anregte und aufmunterte: den von ihm nach Urkunden zusammengestellten Genealogien zur Geschichte schweizerischer Herrscherfamilien, seinen Regesten und Urkundenkopien. Diese Sammlungen müssen von ihm schon frühe angelegt worden sein, und die Kunde davon kam nach Deutschland in die Kreise der Fachmänner. Wir wissen dies aus den von Janssen 1868 herausgegebenen Briefen Johann Friedrich Böhmers. Böhmer, ein Frankfurter, einer der Bahnbrecher der urkund-

lichen Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands, stand schon mindestens seit 1853 mit G. von Wyß in Verbindung; auf einem Besuche bei demselben sah er dessen Sammlungen von Regesten über die schweizerischen Grafenhäuser (Böhmers Leben und Briefe I 377). Im September 1857 kam er bei seiner Reise in die Schweiz wieder in das von Wyß'sche Haus in Zürich, gerade zu der Zeit, wo die wichtigste größere Publikation von G. von Wyß, die in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft 1851—1858 erschienene „Geschichte der Abtei Zürich“ ihrer Vollendung entgegen rückte. Das Werk, die erste sichere und streng methodische Begründung zürcherischer Geschichte, so ganz aus dem Vollen geschöpft, so sicher und gewissenhaft, so weit und tiefgründig, so organisch und abgerundet aufgebaut, mußte in den gelehrten Kreisen Aufsehen erregen. Wer dann aber erst sah, aus was für großartig umfassenden Vorarbeiten dieses Werk nur ein Auszug war, der mußte auf den Gedanken geführt werden, daß, wie mehrfach früher gesagt wurde, der treffliche Gelehrte berufen sein werde, für die schweizerische Geschichte das zu leisten, was der große Stälin für die württembergische Geschichte. Die eigentümliche Scheu indes vor Veröffentlichungen, die G. von Wyß eigen war und die ihre Wurzel in seiner ängstlichen, fast minutiös zu nennenden Gewissenhaftigkeit hatte, brachte die Fachwelt um die Erfüllung ihrer Hoffnungen.

Die Einsicht in diese Leistungsfähigkeit von G. von Wyß als Forscher, aber auch in diese Schranke als Schriftsteller, gewann schon in den Fünfzigerjahren der genannte Böhmer. Lassen wir ihm das Wort: „Besonders erfreut hat mich“, schrieb er bei jener Reise von

1857, „die Besonnenheit und Tüchtigkeit des ältern Bruders Georg. Nur etwas leckere litterarische Thätigkeit wünschte ich ihm; aber freilich ist er nicht gerade als Litterator zur Geschichtswissenschaft gekommen. Genealogische Tafeln über die schweizerische Grafenhäuser mit Einrückung der wichtigsten Urkundendaten, ganz wie ich mir solche gewünscht hatte, fand ich bei ihm in reinlichster Ausarbeitung vor. Ich wünschte sehr, daß sich mit diesem trefflichen Manne ein lebhafterer und zusammenwirkender Verkehr eröffne.“ In einem Briefe vom Januar 1858 an Oberst Wurtemberg, den Berner Historiker, spricht er wieder von diesen genealogischen Tafeln und wünscht, daß sie in der Art von Litta, Famiglie celebri Italiane gedruckt werden möchten. Bald darauf bemerkte er in einem Briefe an den Buchhändler Hurter in Schaffhausen: „So sah ich dann (in Zürich) besonders die Gebrüder Wyß, deren älterer, Georg, mir ganz besonders gefallen hat. Ruhe und Gediegenheit sind Grundzug seines Wesens. Da er so sehr tüchtig ist, möchte man ihn in litterarischer Hinsicht fruchtbarer sehen.“ Ein anderer Nachklang der Ergebnisse von 1857 findet sich in einem Briefe an den Rechtshistoriker W. Arnold in Basel vom März 1858, wo es heißt: „Meinem Wesen steht unter den Zürichern, soweit ich sie kenne, allerdings Georg von Wyß am nächsten; ich wünschte ihm nur etwas raschere Thätigkeit. Wenn er seine genealogischen Tafeln der schweizerischen Grafen vollendete und in geschickter Form herausgab, dann würde man sie beim Studium der Landesgeschichte bald ebenso wenig missen können als jetzt Mooyers Bischofsreihen.“ In einer wichtigen genealogischen Frage wendet sich Böhmer 1859 an seinen „Freund“ G. v. Wyß in Zürich und erwartet von ihm deren Lösung. Und von welcher Hochschätzung

gegenüber unserem Gelehrten er stets erfüllt war, davon ist noch folgende Stelle von 1861 in einem Briefe an Buchhändler Hurter Zeuge. „Wäre ich gekommen, dann hätte ich es mir nicht nehmen lassen, Sie mit Georg v. Wyß bekannt zu machen. Alles Gute, was Sie von diesem trefflichen Mann sagen, unterschreibe ich von Herzen. Es zeugt gar schlecht für das offizielle Zürich, daß er dort nicht mehr hervorgezogen wird, daß man ihm sogar die Archivstelle nicht erteilt.“

Dies einige Schlaglichter aus Böhmers Briefen über Wesen und Thätigkeit von Georg von Wyß.

Alle, welche Schweizergeschichte bei Prof. v. Wyß gehört haben — und die Zahl derselben in der ganzen Schweiz ist groß — kennen diese Sammlung von Genealogien, von denen hier stets die Rede ist. Denn mit großer Selbstlosigkeit hat er dieselben Jahr für Jahr seinen Zuhörern zum Studium mitgeteilt. Ohne Frage sollten diese zur Veröffentlichung kommen. Alle Hörer von G. v. Wyß werden aber noch einen andern, dringenderen Wunsch hegen, nämlich den, daß dessen Vorlesungen über „Quellen und Litteratur der Schweizergeschichte“ veröffentlicht werden möchten. Da Wyß alle seine Vorlesungen hübsch und sauber auszuarbeiten pflegte, dürfte dies wohl möglich sein, und wir meinen, daß die schweizerische geschichtsforschende Gesellschaft ihrem so hoch verdienten Präsidenten kein schöneres Denkmal setzen könnte. Noch manches, das druckfertig genannt werden könnte, mußte sich im Nachlasse des Verstorbenen finden; wir nennen nur noch die Geschichte des Kantons Zürich.

Möchte eine dem Verbliebenen nahestehende Persönlichkeit, die sein Forschen und Arbeiten hat verfolgen

Kapital

Soll

Haben

Fr.

Cts.

Fr.

Nekt W

Georg von Wyß.

Georg von Wyß wurde seinem Vater, dem Bürgermeister David von Wyß, als einziger Sohn von dessen zweiter Gattin, Barbara Bükli, aus deren Familie auch sein Taufname und seine Gesichtszüge hervühren, am 31. März 1816 geboren, in einer Zeit, da sein Vater, der Sohn und Nachfolger eines gleichnamigen Bürgermeisters, auf der Höhe seines Ansehens stand. War es ihm doch im vörhergehenden Jahre gelungen, das in schwierigster Zeit mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geleitete Staatswesen der Eidgenossenschaft aus einem unheilbar scheinenden Zusammenbruch wieder herzustellen und für seine Unabhängigkeit und Neutralität die Anerkennung derselben Mächte zu gewinnen, die sie vorher verkehrt hatten, ein Resultat, welches heute noch von großem Werte ist und damals noch nicht durch allzu starke Hervorhebung der Schattenseiten getrübt wurde, wie es dann in den Dreißiger und Vierziger Jahren geschah.

Dem Knäblein schien der Anspruch auf das höchste Ansehen und Glück in die Wiege gelegt zu sein. Und doch sollte ihm dieses Ansehen der Familie nachher zu einer Quelle der Zurücksetzung werden. In den ersten Tagen seines Lebens traf ihn der schwere Schicksalsschlag, daß ihm seine Mutter als Opfer ihrer treuen Pflege eines ebenfalls dem Tode verfallenen Töchterleins entrisen wurde. Doch erhielt er bald durch die dritte Vermählung seines Vaters mit Sophie von Müllinen eine neue Mutter und einen um zwei Jahre jüngeren Bruder Friedrich, mit dem er in innigster Liebe und später auch durch nahe verwandte Studien verbunden blieb.

Als der Knabe eben das Jünglingsalter erreichte, mußte der Vater vor dem überhandnehmenden Radikalismus 1832 aus der Regierung zurücktreten, und wemge Wochen vor dem Septembersturm 1839, der dem politischen Ansehen der Familie wieder günstigere Aussichten zu eröffnen schien, starb David von Wyß am 18. August 1839 auf einem Landgute in Erlenschach, in Anwesenheit der ganzen Familie, auch der zwei jüngsten Söhne, die mit Unterbrechung ihrer Studien aus Deutschland herbeigeleitet waren und noch vom Vater unterstützt im Juli um Volljährigkeitserklärung ersucht hatten.

Ueber die Schulzeit läßt sich einiges aus den Akten heibringen. 1824 besuchte Georg ein Jahr die Bürgerschule, unterbrach dann seine Zürcher Schulzeit durch einen zweijährigen Aufenthalt in dem Erziehungs-Institut auf Schloß Lengzburg und trat anfangs 1827 in die zweite Klasse der Latein- oder Gelehrten-Schule Zürichs ein. Bei der Promotion von der 2. in die 3. Klasse dieser Schule am 9. Dezember 1828 erhielt er ein Zeugnis, welches so ziemlich das Gegenteil von dem ausdrückt, was man nach seinem spätem Charakter erwarten möchte, sei es daß er sich wirklich so stark verändert, sei es, daß die Herren Lehrer sich hier wie in manchen andern Fällen als schwache Menschenkenner erwiesen. Es heißt nämlich: „Georg Wyß ist wohl der fähigste von allen, nur ist er nicht

Nekt W

ich den Wunsch, mich derselben auch in öffentlicher Thätigkeit zu widmen. In dieser Absicht nehme ich mir anmit die Freiheit, Sie um die Erlaubnis zu ersuchen, in jenem Fach als Privatdozent an der Hochschule dahier lehren zu dürfen. Derjenige Theil unserer Landesgeschichte, den ich dabei zunächst im Auge habe, ist hauptsächlich die ältere Geschichte von ihren Anfängen an bis zum Zeitpunkt der Reformation. Als Probe erlaube ich mir, diesem Gesuche zwei Aufsätze, Theile größerer Arbeiten beizulegen. Der eine „Ueber das römische Helvetien“ wird in dem unter der Presse befindlichen Bande VII des Archives der geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, woher ich den mitfolgenden Abdruck bezogen habe, demnächst erscheinen. Der andere „Beiträge zur Geschichte der Familie Manesse“ hat den Gegenstand der zwei Neujahrsstücke von 1849 und 1850 der hiesigen Stadtbibliothek gebildet. Im Ferneren darf ich mich für meine Befähigung auf das Zeugnis der Herren Professor Dr. Hottinger und Dr. Ferdinand Keller berufen, deren wohlwollende Unterstützung mir bei meinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu Theil geworden ist. Da das Drucken der ersten Arbeit mein Ansuchen mehr, als ich wünschte, verzögert hat, so erlaube ich mir schließlich, Sie ehrerbietigst um geneigte Beförderung Ihres Entscheides zu ersuchen.“ Da „nichts vorliege, was sie daran verhindere,“ bewilligte die Fakultät dem Betenden die Abhaltung der üblichen Probevorlesung. Dieselbe fand am 16. März 1850 statt „über die Bearbeitung der älteren schweizerischen Landesgeschichte“ und wurde „nach Inhalt und Form vollkommen befriedigend“ gefunden. Trotz dieser schnellen Erledigung des Gesuches las der neue Privatdozent in dem gleich beginnenden Sommersemester noch nicht, vielleicht weil ihn die Verweigerung der nachgekauften Entlassung aus dem Militärdienst hinderte, diesmal ein von einem Parteigenossen, dem gestrengen Oberst Ziegler ausgehender Schlag — ein Fall, der dann zu einer Verwendung des Senates für allgemeine Dienstfreiheit des Privatdozenten, so wie auch zur Befreiung von Wyß sammt Ernennung zum Oberlieutenant 1851 führte.

(Schluß folgt.)

immer aufgelegt zum Fleiße, desto mehr zu einem vorlauten, übereilten, unbesonnenen Wesen, auch nicht frei von Einbildung.“ Immerhin wurde er noch mit vorzüglicher Zufriedenheit, d. h. unter der besten der drei Gruppen dieser Klasse promoviert. Die Mahnung war so erfolgreich, daß er Ende 1830 als erster der ganzen Klasse „mit Beifall und bester Zufriedenheit“ in das Collegium humanitatis befördert werden konnte, da er „unstreitig der fähigste sei, auch im Betragen und Fleiß sich sehr gebessert habe“. Mit der schönen und festen Schrift, die er bis zum Ende fast unverändert beibehielt, schrieb er sich als erster des Jahrgangs 1830 in das ehrwürdige Album des Carolinums ein; doch trat er nach Abolvierung des Collegiums humanitatis im April 1832 nur als Auditor in die philologische Klasse des Carolinums über, da die drei höchsten Klassen mehr für die Vorbildung von Theologen bestimmt waren. Im folgenden Jahre wurde die Umwandlung des Carolinums in das Gymnasium durchgeführt, und so trat G. von Wyß, der neben Diethelm Hofmeister als der fähigste und fleißigste, in jeder Beziehung musterhafte Schüler bezeichnet wurde, am 2. April 1833 in die dritte und letzte Klasse des neuen obern Gymnasiums über.

Im Frühjahr 1834 ließ er sich bei der philosophischen Fakultät der neuen Hochschule immatriculieren und scheint hier eine zeitlang zwischen Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz geschwankt zu haben. Seiner ererbten Neigung zu einer staatsmännischen Laufbahn und juristischen Studien traten die Ratschläge des Vaters und die unmittelbar vorher eingetretenen politischen Veränderungen entgegen. So entschied sich der junge Student schließlich zu dem der politischen Thätigkeit möglichst fern liegenden Studium der Mathematik und Physik. Er bezeichnet diese als seine Lieblingsfächer, wie er schon als Gymnasiast 1832 und 33 Vorlesungen am technischen Institut bei Gräffe gehört hatte und später auch sein einziger Sohn genau dasselbe Studium wählte.

Im Sommer 1834 hörte er noch Kollegien aus jenen drei verschiedenen Gebieten, Einleitung in die Philosophie bei Bobrit, über Chemie bei Böwig und Einleitung in die gesamte Rechtswissenschaft bei Böw.

deren großer Umfang ihn vom Rechtsstudium abgesehen haben soll. Im zweiten Semester treffen wir ihn als Zuhörer bei dem Mathematiker Raabe, dem Physiker Mousson und bei Bobrit. Erst im dritten Semester besuchte er neben mathematischen und physikalischen Vorlesungen auch eine historische bei Hottinger, aber nicht die allgemeinere über schweizerische Reformationsgeschichte, sondern die spezielle Geschichte des zürcherischen Freistaates. Da er außerdem nie ein historisches Kolleg hörte, läßt sich schließen, daß er als Student nie daran dachte, speziell Geschichte zu studieren. In Zürich studierte er drei Semester, dann zwei Jahre in Genf ausschließlich Mathematik, und im Winter 1837/38 hörte er wieder in Zürich neben mathematischen Vorlesungen auch ein Kolleg des Privatdozenten Salomon Bögelin über Oden Pindars. Daß er Jurisprudenz studiert habe, ist wohl auf eine irrtümliche Angabe des Bürgeretat zurückzuführen, in welchem er 1836 als stud. juris, 1838—42 als Candidat juris bezeichnet ist.

Im Frühjahr 1838 ging er mit seinem jüngern Bruder nach Berlin, um hier neben den bisherigen Fächern auch Astronomie zu studieren. Auf einer Reise nach Paris begriffen, erhielt er in Bonn im Juli 1839 die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Vaters und kehrte sofort heim. Hier sah er den Septemberputsch und den ganzen politischen Umschwung mit an, da er erst im Februar 1840 nach Göttingen reiste, um sich dort mit Gauß' magnetischen Beobachtungen vertraut zu machen, für welche die naturforschende Gesellschaft in Zürich ein Observatorium errichten wollte. Indessen kam er zwar in Göttingen vom Gedanken an eine akademische Laufbahn in diesen Fächern zurück, betrieb aber, von einer längeren Reise durch Deutschland und Oesterreich heimgekehrt, noch kurze Zeit Privatstudien in dieser Richtung.

An der Redaktion der Zürcher Blätter und des Beobachters aus der östlichen Schweiz beteiligt, trat er anfangs 1841 als Volontär in die Finanzkanzlei ein. Am 21. Juni 1841 wurde er zum dritten Sekretär des Großen Rates gewählt als Nachfolger des zum zweiten Sekretär beförderten zweiten Staatschreibers Jakob Heinrich Hottinger. Am 16. Juli 1842 auch im Staatschreiberamt zu dessen Stellvertreter während seines Urlaubs ernannt, wurde er am 24. Dezember 1842 selbst zum zweiten Staatschreiber gewählt, als Hottinger zum ersten Staatschreiber avancierte; ebenso folgte er ihm als zweiter Sekretär des Großen Rates nach. Nach seinem wirklichen Amtsantritt 1843 verheiratete sich der junge Staatschreiber mit seiner Cousine Anna Regina von Wyß, welche ihm 1848 eine Tochter und 1862 einen Sohn schenkte.

Bald traten aber in Folge der provocierenden Jesuitenberufung nach Luzern und der gesetzwidrigen Freischarenzüge seit Ende 1844 große Veränderungen in den politischen Verhältnissen der Eidgenossenschaft wie auch des Kantons Zürich ein. Hier fanden sie zunächst ihren Ausdruck im Großen Rat dadurch, daß am 18. Dezember 1844 an Stelle des zurücktretenden Bürgermeisters Conrad v. Muralt nicht Bluntzschli, sondern Dr. Zehnder gekürt und daß Dr. Jonas Furrer gleichzeitig zum Vicepräsidenten des Großen Rates und am 3. April 1845 zum Bürgermeister und Mitglied des Regierungsrates gewählt wurde, aus welchem Bürgermeister Mousson, Schwager von Wyß, und Bluntzschli zurücktraten, sowie daß Dr. Alfred Escher neben Furrer und Rüttimann zum dritten Gefandten an die Tagfagung gewählt wurde. Ein diese Wahlen als Ausfluß des Parteihasses schildernder Leitartikel des Beobachters aus der östlichen Schweiz vom 20. Dezember 1844, betitelt: „Der Bürgermeisterstuhl von Zürich“ dürfte aus der Feder von Wyß stammen, der damals auch als Kandidat für den Erziehungsrat unterlag. In objektiver Weise hat er später jenen Umschwung in zwei Nekrologen über die Bürgermeister v. Muralt und Mousson (in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 30. Dezember 1869 und 8. Januar 1870) dargestellt. Jene Wendung und das aus ihr hervorgegangene Resultat, die Umwandlung des Staatenbundes in den Bundesstaat durch die Verfassung von 1848 können wir Liberalen nur als ein großes Glück betrachten, und selbst alle gemäßigten Konservativen haben sich bald derselben Ansicht angeschlossen; so hat auch Herr

v. Wyß sich oft unumwunden in diesem Sinne ausgesprochen, obwohl jener Personenwechsel seine ganze staatsmännische Carrière für immer abschchnitt. Als Präsident des konservativen Vereins, in welchem er übrigens zur Verzweigung der schärferen Parteimänner ebenso zur Mäßigung riet, wie er in höherem Alter oft die jungen Heißsporne der konservativen Partei oder die extremen Anschauungen anderer Sektionen des eidgenössischen Vereins gezügelt hat, als Redaktor einer konservativen Zeitung, wie auch als Sohn und Enkel zweier Bürgermeister der alten Ordnung galt der Junker Staatschreiber als der typische Vertreter des konservativen Prinzips, obgleich auch der Vater gar kein extremer Parteimann gewesen war und oft gegen die wirklich reaktionären Regungen in Bern und andern Orten gekämpft hatte. Deshalb wurde G. v. Wyß von den jetzt tonangebenden Männern, welche seine Gesinnungen kaum näher kannten, überall zurückgedrängt, was in jenen Zeiten politischer Aufregung und in Bezug auf politische Beamtungen leichter erklärlich ist, als bei den wissenschaftlichen Stellungen, auf welche sich später diese Ungnade auch noch erstreckte.

Zuerst wurde er im Mai 1846 in dem sonst von Amtswegen dem zweiten Staatschreiber zukommenden zweiten Sekretariat des Großen Rates durch Jakob Sulzer ersetzt. Als nun der erste Staatschreiber Hottinger am 31. Mai 1847 resignierte, wurde G. v. Wyß nicht nur nicht an diese Stelle befördert, sondern auch als zweiter Staatschreiber nicht wiedergewählt. Der Regierungsrat wählte am 29. Juni 1847 zum ersten Staatschreiber den Vicepräsidenten des Großen Rates, Dr. Alfred Escher, und zum zweiten Staatschreiber jenen Jakob Sulzer, beschloß aber auch, Herrn alt Staatschreiber von Wyß durch die Kanzlei in angemessener Weise in Kenntnis zu setzen, daß er seiner Verrichtungen enthoben sei. Diese Anzeige wartete der Zurückgesetzte nicht ab, sondern schrieb am 30. Juni an Bürgermeister Furrer: „Aus den gestern erfolgten Wahlen glaube ich entnehmen zu sollen, daß meine Leistungen in meinem bisherigen Amte mir Ihre Zufriedenheit nicht erwerben konnten. Unter diesen Umständen werden Sie meinen Wunsch natürlich finden, auch der übrigen mir übertragenen öffentlichen Geschäfte entledigt zu werden und es daher verzeihen, wenn ich Sie erliche, mich auch der bisher bekleideten Stellen eines Mitgliedes Ihrer Grenzkommission, des Baudepartements und der Brandasservanzkommission zu entlassen.“ Aus diesen Kommissionen, denen er nur 1—2 Jahre lang angehört hatte, wurde er unter Verdankung geleisteter Dienste entlassen.

Eine moralische Genugthuung erhielt er von Seite der Stadt Zürich, die ihn gleich nachher in den größten Stadtrat wählte und Ende 1848 auch als ihren Vertreter in den Großenrat zurückkehren ließ. Dem Großen Rat hat er von da an bis 1883 ohne Unterbrechung als Vertreter der Stadt angehört und als Führer der kleinen konservativen Partei, aber von allen Parteien hochgeachtet, einen bedeutenden Anteil an den Verhandlungen genommen, wenn auch meist auf Seite einer Minorität, wie er denn schon im April 1849 vergeblich das herkömmliche Kollegialsystem des Regierungsrates gegen das neue Direktorialsystem verteidigte. (Auszug seiner ersten Rede in der „N. Z. Z.“ vom 12. April 1849).

Für die äußere Lebensstellung des jungen talentvollen Mannes war indessen der an die Zurücksetzung stets erinnernde Titel eines „alt Staatschreibers“ nebst unbesoldeten Ehrenämtern wenig befriedigend. Der Militärdienst, in welchem er, 1841 zum zweiten Unterlieutenant des eidgenössischen Feldingenieurcorps ernannt, dann wegen der Staatschreiberstelle beurlaubt worden war, brachte ihm 1850 noch eine Beförderung zum ersten Unterlieutenant und schon 1849 einen aktiven Dienst bei Bewachung der internierten Truppen vom badischen Aufstand. Er mußte einmal gegen einige dieser undisziplinierten Leute mit aller Energie einschreiten, wie er noch vor kurzem einer jungen Dame erzählt hat.

Ein neuer Versuch, sich einen einträglicheren Beruf zu verschaffen, war der Eintritt in die Direktion der Nordbahngesellschaft, in welche G. v. Wyß am 25. November 1852 zu vier andern Mitgliedern gewählt wurde, deren Aktienstücke er aber allein nach dem Präsidenten als Direktionsmitglied, also wohl in der Stellung des eigentlichen Direktors, unterzeichnete, hatte wiederum keine dauernden Folgen, da er bei der am 30. April 1853 trotz seinem Protest beschlossenen Verschmelzung mit der von Alfred Escher dirigierten Zürich-Bodensee- und Nordostbahn diese Stellung wieder verlor.

Auf diese Weise aus allen öffentlichen Stellungen zurückgebrängt, wandte sich G. v. Wyß einer wissenschaftlichen Laufbahn zu, merkwürdigerweise aber nicht der Mathematik und Physik, die er früher studiert hatte, sei es, daß er bei diesem Studium, das, abgesehen von dem in Genf erworbenen Grad eines bachelier des sciences, auch nicht mit einem Examen irgend welcher Art abschloß, keine rechte Befriedigung gefunden hatte, sei es daß für diese Fächer gar keine Aussicht auf eine sichere Stellung in Zürich vorhanden war; jedenfalls wurzelte er trotz allen Enttäuschungen viel zu fest in seiner Vaterstadt, als daß er an Habilitation außerhalb derselben ernstlich hätte denken können.

Schon seit Beendigung seiner Studienjahre und vor der Kanzleithätigkeit hatte G. v. Wyß eine besondere Vorliebe für die Geschichte seines Vaterlandes gezeigt und sich allmählich, anfangs mehr aus Liebhaberei, auf historische Arbeiten eingelassen.

Mitglied und zeitweise Präsident der 1870 gestifteten vaterländisch historischen Gesellschaft, welche seit 1832 nicht mehr recht lebensfähig war, trat er am 27. September 1840 in die jene allmählich absorbierende Antiquarische Gesellschaft ein und zeigte so großen Eifer für ihre Bestrebungen, daß er gleich in der folgenden Sitzung zum Aktuar gewählt wurde. Das Protokoll führte er zwar nur bis Ende April 1841, blieb aber fortan ein thätiges Mitglied dieser Gesellschaft und wirkte für gemeinsame Publikationen und Unternehmungen mit der historischen Gesellschaft. Als Vertreter beider hielt er eine patriotische Rede bei Einweihung des Denkmals zu Männikon 1842 (gedruckt). Die Antiquarische Gesellschaft wählte ihn am 23. März 1850 zum Vicepräsidenten, um die Stelle des erkrankten Präsidenten Ferdinand Keller zu vertreten. Seit 1849—1885 hielt er im ganzen 43 Vorträge, welche mit einer einzigen Ausnahme

sämtlich die Geschichte der Schweiz im Mittelalter betrafen und zum Teil in ausführlicherer Form gedruckt wurden. Aus einigen dieser Vorträge und einer Anzahl von Neujahrsblättern und andern Hefen dieser Gesellschaft entstand 1851—58 die den ganzen achten Band der Mitteilungen ausfüllende Geschichte der Abtei Zürich; es ist dies auch, abgesehen von den beigelegten Urkunden, deren nicht ganz fehlerfreie Copien das Werk eines Freundes sind, während der sorgfältige Commentar von ihm selbst herrührt, sein umfangreichstes Werk. Ein anderes Unternehmen, welches diese Gesellschaft schon 1845 in Aussicht genommen hatte, das schweizerische Idiotikon, kam erst durch die Energie Georgs v. Wyß zur Ausführung, als dieser 1862 zum Präsidenten des auf Anregung Fritz Staub's neugebildeten Ausschusses für dieses Werk gewählt wurde, eine Stellung, die er bis 1893 beibehielt. In Anlehnung an die Antiquarische Gesellschaft und mit Hilfe des durch seine Verwendung zur Verfügung gestellten Fonds der vaterländisch historischen Gesellschaft begründete er 1884 auch die Unternehmung des Zürcher Urkundenbuches, präsiidierte die hierfür eingesetzte Kommission, nahm aber auch eifrigen Anteil an der Materialsammlung und an den redaktionellen Arbeiten, obgleich ein Teil seines eigenen Hauptwerkes, die Edition der Abteirkunden dadurch antiquiert wurde.

Noch vielen anderen wissenschaftlichen Gesellschaften widmete G. v. Wyß seine Zeit und seine Feder und fand in der ihm fast überall zufallenden Präsidialwürde einen gewissen Ersatz für die ihm verschlossene staatsmännische Thätigkeit, wie denn seine feierliche, diplomatische Art, solche Sitzungen zu eröffnen und zu leiten, an die Geschäftsführung seiner Vorfahren bei den alten Tagfagungen erinnerte, besonders wenn die Versammlungen, wie dies bei der seit 1854 unter seinem Präsidium stehenden geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz meist der Fall war, in altertümlichen Ratsjalen stattfanden.

Für die Stadtbibliotheksgesellschaft, welche ihn 1840 als Mitglied aufnahm, in den Fünfziger Jahren zum Aktuar, und nach Bürgermeister von Muralt's Tod 1869 zum Präsidenten wählte, verfaßte er die Neujahrsblätter 1849 und 50 über die Geschichte der Familie Manesse. Diese auf urkundlicher Grundlage geschriebene Familiengeschichte ist, abgesehen von einer für das Neujahrsblatt der Musikgesellschaft 1846 geschriebenen Biographie Paganini's seine erste historische Arbeit und hat die Berufswahl entschieden, da er sich gleich nach Vollendung dieser zwei Neujahrsblätter als Privatdozent für Schweizergeschichte habilitierte.

Obwohl für allgemeine Geschichte damals 4 Privatdozenten vorhanden waren, mußte es doch Hottinger, der seit Erkrankung Müllers auch die Professur für allgemeine Geschichte vertrat, erwünscht sein, für Spezialitäten in der Schweizergeschichte eine Unterstützung zu erhalten und auch nachdem im Herbst 1851 die Professur für allgemeine Geschichte mit Adolf Schmidt neu besetzt worden war, machte Hottinger's zunehmende Kränklichkeit eine solche Unterstützung notwendig. Am 27. Februar 1850 schrieb G. v. Wyß an den Erziehungsrat: „Schon seit einigen Jahren mit dem Studium unserer Schweizergeschichte beschäftigt, hege

Platz, auf welchem jene erhebende nächtliche Feier stattgefunden hatte, bewegte sich am dem sonnenhellen Nachmittag des 20. Dezember 1893 der ernste, aber wieder von studentischen Farben belebte Trauerzug, welcher dem hochverehrten Manne und seiner am gleichen Tage mit ihm verstorbenen Gattin das letzte Geleit gab.

In anderen Zeitungen und besonders in der „Zürcher Post“ von einem der nächststehenden Schüler, sind schon so zutreffende Charakterschilderungen gegeben worden, daß in dieser Beziehung kaum etwas Besseres geleistet werden könnte; auch eine Würdigung und Uebersicht der wissenschaftlichen Thätigkeit, zu welcher die gegenwärtige Darstellung immerhin einige Nachträge bringt, ist bei Gelegenheit des Rücktrittes von seinem Nachfolger schon in dieser Zeitung gegeben worden.

Das reiche Geistes- und Gemüthsleben des Verstorbenen wird auf Grund seiner nachgelassenen Papiere von berufener Seite wohl ausführlich dargestellt werden. Dagegen war es wichtig, den in anderen Artikeln nur kurz und ungenau geschilderten äußern Lebensgang an Hand altentmässiger, ja fast ausschließlich archivalischer Quellen bestimmt festzustellen und daraus ergibt sich dem Leser wohl unmittelbar das Charakterbild des edlen, unvergeßlichen Mannes.

P. Schweizer.

Zürcher Post 2. - II - 1896
Ein Brief von Georg von Wyß.

Als Professor Dr. Georg von Wyß im Dezember 1893 starb, ließen wir dem von berufener Seite in der „Zürcher Post“ verfaßten Nekrologe Bemerkungen folgen, in denen gesagt war, die demokratische Regierung habe 1870 in erster Linie von Wyß die erledigte Stelle eines Staatsarchivars angeboten. Wir beriefen uns dabei auf ein Schreiben, welches von Wyß an den Erziehungsdirektor Sieber gerichtet hatte, und das von letzterem später uns überlassen wurde. Die Familie des Verstorbenen war von der Richtigkeit der Angabe überzeugt, eine weitere Bestätigung aber war nirgends zu finden. Herr Professor Dr. Paul Schweizer wünschte damals Einsicht von dem Briefe zu nehmen; alles Suchen unter den in fünfundzwanzig Redaktionsjahren aufgehäuften Papieren brachten diesen aber nicht ans Licht. Nun erst hat er sich gefunden und wir schulden es der Sache, ihn zu publizieren.

So gerne sie Strickler den Posten übertragen hätte, erachtete es die Erziehungsbehörde doch als eine Forderung der Gerechtigkeit, den bei früherem Anlaß schroff hintangesetzten Georg von Wyß in erster Linie anzufragen. Dieser antwortete in folgender Weise:

Zürich, 5. Januar 1870.

Hochgeachteter Herr Regierungsrath!

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihre verehrliche Anfrage von heute Vormittag erst nach einiger Bedenkzeit erwiedere! Es wäre mir unmöglich gewesen, dies zu thun, ohne den Gegenstand zuvor ernstlich überlegt zu haben, da der Entschluß, den ich zu fassen

Datum

hatte, nicht nur für mich persönlich, besonders bey dem Alter, in dem ich mich befinde, sondern auch für die Meinigen und ihre Verhältnisse in mehrfacher Beziehung von großer Wichtigkeit war.

Nach reiflicher Erwägung aller Umstände bin ich zu dem Entschiede gekommen, daß es in meiner Pflicht gegen dieselben liege, dem Anerbieten, welches Sie so gütig sind mir zu machen, zu entsagen. So ehrenvoll daselbe ist, so aufrichtig dankbar bin ich dem Hohen Regierungsrathe für sein Vertrauen, und so sehr mich die wissenschaftliche Seite des Amtes früher schon angezogen hätte und auch nun wieder anziehen würde — denn es muß ein Genuß seyn, Verwalter der reichen historischen Schätze zu seyn, die das Archiv birgt — so fühle ich mich doch aus den angeführten Rücksichten bewogen, einem Rufe zu entsagen, dem ich in jüngern Jahren und bey festerer Gesundheit mit Freude gefolgt wäre.

Gerne bleibe ich ausschließlich in der nun seit Langem eingeschlagenen akademischen Laufbahn und wenn es mir gelingen sollte, mir in derselben die Anerkennung des hohen Erziehungsrates fortdauernd zu erhalten, so werden alle Wünsche befriedigt seyn, die ich mit Bezug auf eine amtliche Wirksamkeit hege.

Indem ich Ihnen, Hochgeachteter Herr, den Ausdruck meines aufrichtigen Dankes wiederhole und Sie ersuche, denselben zur Kenntnis des Hohen Regierungsrathes zu bringen, bitte ich Sie, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit zu genehmigen.

G. v. Wyß, Prof.

„Mit der Wahl Stricklers,“ schreibt Professor Meyer von Knonaun im Neujahresblatt des Waisenhauses in Zürich für 1896, „war v. Wyß vollkommen

einverstanden und er bezeichnete diese Ernennung auch später kurzweg als die beste Handlung der 1869 bestellten demokratischen Regierung.“

In der That, eine richtigere Wahl war nicht zu treffen. Mit welchem Feuereifer Strickler in dem vernachlässigten Archive aufräumte und wie er musterhafte Ordnung schuf, soll nicht vergessen sein.

Es liegt eine Ironie darin, daß juist die Regierung, deren Ursprung v. Wyß kein geringes Grauen eingeflößt hatte, diesem eine Anerkennung bewies, die ihm zuvor verweigert worden war. Noch im gleichen Jahr beförderte Jene ihn auch zum ordentlichen Professor; ihre Vorgängerin hatte während eines Dezenniums keine Zeit dazu erübrigt.

N. Z. Z.
21. I. 1894.

Georg von Wyß.

(Schluß.)

Im Wintersemester 1850/51 hielt G. v. Wyß eine zweistündige Vorlesung über Geschichte der Schweiz bis zur Gründung der eidgenössischen Bünde vor vier immatriculierten Studenten und fünf Auditoren, unter welchen sich sein eigener früherer Lehrer Professor Mousson und Landammann Schindler befanden. Im folgenden Semester las er eine Fortsetzung desselben Collegs dreistündig, 1851/52 die Geschichte der Schweiz bis zur Reformation. Auf dieses Gebiet beschränkten sich alle Vorlesungen des Privatdozenten, ein Beweis, daß er sich auf's gewissenhafteste bemühte, sich in das Detail hineinzuarbeiten und die mangelnde Spezialvorbildung für sein Fach allmählich zu ergänzen. Obwohl er eine sehr gewandte Feder führte und im Rate wie in Gesellschaften trefflich und ergreifend zu reden verstand, verzichtete er in seinen Vorlesungen auf äußeren Schmuck und Wortschwall, mit dem sich Dilettanten gerne behelfen, und suchte sich in die Methode der ihm neuen Wissenschaft, namentlich in die Hilfswissenschaften derselben, Urkundenwesen, Quellenkunde und Genealogie hineinzuarbeiten. Der größte Teil seiner Arbeiten gehört diesem Gebiete an, wie der akademische Rathausvortrag von 1853 über die Quellen der älteren Geschichte der Schweiz, die Abhandlungen über das weiße Buch von Sarnen 1856, über eine Zürcher Chronik des 15. Jahrhunderts und ihren Schlachtbericht von Sempach (der sich freilich nachher als interpoliert erwies) 1862, die Rathausvorträge über schweizerische Geschichtslitteratur des 14. und 15. Jahrhunderts 1166, die scharfsinnigen Untersuchungen über den Tschudiantograph 1889 und über den liber Horemi 1885 und der größte Teil seiner circa 150 kleineren Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften.

Als Hottinger sich durch zunehmende Kränklichkeit und durch die Verpflichtung, die von Bluntschli begonnene Geschichte der Republik Zürich zu vollenden, seit Herbst 1856 verhindert sah, Vorlesungen anzukündigen, wurde G. v. Wyß, dem die Fakultät schon 1857 die Doktorwürde honoris causa verliehen hatte, am 6. Januar 1858 „in Würdigung seiner bisherigen rühmlichen Leistungen zum außerordentlichen Professor mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Antiquitäten der Schweiz und mit der Verpflichtung zu Vorlesungen während mindestens fünf wöchentlichen Stunden, jedoch ohne Aussetzung eines Gehaltes“ ernannt. Die Fakultät gab ihm hiebei auf Anfrage der Erziehungsdirektion, von deren Vorsteher Dr. Dubs der Gedanke der Beförderung ausgegangen zu sein scheint, das von Hottinger verfaßte rühmliche Zeugnis: „daß er sich über römische und ältere deutsche Geschichte umfassende Kenntnisse erworben habe, und in Rücksicht auf Kenntnis der Quellen, besonders der frühesten und mittleren Geschichte unseres eigenen Vaterlandes und kritische Würdigung derselben den ersten unserer gegenwärtigen schweizerischen Geschichtsforscher unbedenklich an die Seite gestellt werden dürfe, obwohl er als Dozent in der Regel nur einen kleinen Teil von Zuhörern, aber unter diesen gerade solche um sich vereinigt habe, denen es um spezielle historische Bildung und ernstes Studium vorzüglich zu thun war;“ er habe sie die alten Urkunden lesen

und verstehen gelehrt. Von seinen Werken wird hauptsächlich die Vitoduran-Ausgabe (im Archiv für Schweizergeschichte XI 1856) und die Abteigeschichte hervorgehoben.

Dem neuen Professor wurde der ehrenvolle Auftrag zu Teil, das mit dem 25. Stiftungsfest der Hochschule zusammenfallende 50jährige Amtsjubiläum Professor Hottingers am 29. April 1858 mit einer (nachher samt Antwort des Jubilars im Drucke erschienen) Ansprache zu feiern, die außergewöhnlicherweise im Grobminuter abgehalten wurde. Nach dem Vorgang des am 17. Mai 1860 verstorbenen Hottinger nahm G. v. Wyß nun auch ein Kolleg über Litteratur der Schweizergeschichte auf und sieng an, die spätere Geschichte der Schweiz nach der Reformation zu behandeln, alles in seiner vorsichtigen und gründlichen Weise, so daß er bald die ganze Schweizergeschichte, meist mit Uebergang der Reformationszeit, auf zwei Semester verteilte, was übrigens auf einem Fakultätsbeschlusse von 1863 beruhte, bald zwei oder drei Kollegien nebeneinander las. Seit Herbst 1865 hielt er auch von Zeit zu Zeit ein spezielles Kolleg über die Geschichte des Kantons Zürich.

Bald nach der Beförderung zum Extraordinarius eröffnete sich eine Aussicht, die nicht nur eine ökonomisch bessere Lage bot als die unbefoldete Professur, sondern auch der Neigung zu einer Beamtenstellung besser entsprach. Durch den Tod Gerold Meyers von Knonaun am 1. November 1858 wurde das Staatsarchivariat vakant. Am 25. November meldete sich Prof. G. v. Wyß für die ausgeschriebene Stelle mit den Worten: „Was mich zu dieser Anmeldung bewegt, ist der Umstand, daß jene Stelle mit Amtsgeschäften, denen ich im Bestreben treuer Pflichterfüllung gewachsen zu sein hoffen dürfte, die Gelegenheit, ja die Aufforderung verbindet, das zürcherische und das ältere eidgenössische Archiv — diesen reichsten Schatz vaterländischer Geschichtsquellen — gründlich kennen zu lernen und im Interesse der Geschichtsforschung sowohl für andere nutzbar zu machen als selbst unmittelbar zu benutzen. In den Wirkungskreis eines Amtes, das in dieser Beziehung mit meinen

bisherigen Studien und Beschäftigungen so nahe verwandt ist, könnte ich mit der Hoffnung eintreten, in demselben einen neuen Antrieb zu erprießlicher Thätigkeit für wissenschaftlich historische Zwecke, sei es als Dozent, sei es in litterarischen Arbeiten zu finden.“ In der That dürfte es nicht leicht möglich sein, je wieder einen Mann zu finden, der sich in so hohem Grade und in allen erforderlichen oder auch nur wünschbaren Eigenschaften und Kenntnissen für die Verwaltung des Staatsarchives eignete. Zu der allgemeinen vielseitigen Bildung, die er sich in der Studienzeit erworben, und die gründliche Kenntnis der Schweizer- und speziellen Zürcher-Geschichte, die er sich seit 1840 angeeignet hatte, kamen noch die Erfahrungen im praktischen Verwaltungsdienst der Staatskanzlei und verschiedener finanzieller Kommissionen, die schöne deutsche Handschrift, Ordnungsliebe und außerordentliche Pflichttreue. Es ist schwer zu begreifen, wie der Regierungsrat diese vollkommen und die wohlmotivierten, auch in Erwartung des Erfolges gehaltene Bewerbung unberücksichtigt lassen, und am 25. November 1858 die Stelle einem anderwärts unmöglich gewordenen Beamten übertragen konnte, der wohl juristische aber

keine speziell historischen Kenntnisse und auch sonst nicht alle jene Eigenschaften besaß. Persönliche Rücksichten für den Gewählten dürften stärker mitgespielt haben als politische Gründe gegen den konservativen Bewerber. Jedenfalls wäre es nicht richtig, diese Ablehnung speziell auf Alfred Eschers Rechnung zu schreiben. Dieser war seit 1855 nicht mehr Mitglied des Erziehungsrates und hatte damals gerade keine ihm speziell ergebene Persönlichkeit in der Behörde. Im Gegenteil dürften drei Mitglieder der damaligen Regierung: Oberst Ziegler, Dr. Dubs und Ott als Freunde dieses Bewerbers, und nur etwa der durch jenen Zeitungsartikel von 1844 beleidigte Zehnder als persönlicher Gegner desselben betrachtet werden; es war dieselbe Regierung, welche im folgenden Jahr Gottfried Keller als Staatschreiber wählte.

Um so eifriger konnte sich Wyß den Vorlesungen über Schweizergeschichte widmen. Dieses Fach vertrat er seit Hottingers Rücktritt und Tod an der Universität ganz allein, in besonders freundschaftlichem Verhältnis und Zusammenwirken mit dem 1861 für die ordentliche Professur der allgemeinen Geschichte berufenen Professor Max Rüdinger. Daß Wyß für diese eifrige akademische Wirksamkeit, in welcher er die ganze Aufgabe des früheren Ordinarius für Schweizergeschichte erfüllte, zwölf Jahre lang nicht befördert und sechs Jahre lang überhaupt nicht besoldet wurde, sondern lediglich Gratifikationen, seit 1861 für jedes Semester 800 Fr. erhielt, wie sie auch Privatdozenten zukamen, und daß die ihm 1864 zuerkannte sogenannte Besoldung 1600 Fr. jährlich betrug, also nur ein neuer Name für die frühere Gratifikation war, ist nun allerdings auf die Abneigung der damals regierenden Partei und speziell des seit 1862 bis 1869 waltenden Erziehungsdirektors gegen den Führer der konservativen Partei zurückzuführen, umso mehr, als die Fakultät schon gleich nach Hottingers Tod 1860 den Wunsch äußerte, daß die Stelle wieder besetzt werde und Wyß dazu empfahl und anfangs 1863 noch energischer auf die Beförderung drang. Immerhin ist zu beachten, daß der politisch weniger hervortretende Bruder, Friedrich von Wyß, ungehindert eine ziemlich rasche Karriere machte, da er 1845 Privatdozent an der staatswissenschaftlichen Fakultät, 1849 Ordinarius, 1853 Oberichter und 1862 Ordinarius wurde. Es galt also doch mehr dem Haupt der konservativen Partei als der Familie der alten Bürgermeister.

Für die 1869 zur Herrschaft kommende demokratische Partei, welche hauptsächlich die Liberalen und Anhänger des sogenannten Systems bekämpfte und das natürliche Interesse hatte, die von diesem begangenen Fehler und Einseitigkeiten gut zu machen, war die Abneigung gegen die Konservativen geringer als diejenige gegen die Liberalen. Doch kommt dem neuen Erziehungsdirektor Sieber in diesem speziellen Falle nicht die Initiative zu, sondern lediglich das Verdienst, die aus dem Kreis der Fakultät hervorgegangene Anregung befolgt zu haben. Bei dem großen Beamtenstich, durch welchen die neue Regierung im Januar 1870 circa 40 der liberalen Partei angehörige Beamte beseitigte und welchem auch der bisherige Staatsarchivar Dr. Hotz zum Opfer fiel, scheint auch von G. v. Wyß für dieses Amt die Rede gewesen zu sein.

Doch ist die in einem der Nekrologe enthaltene Darstellung, als ob ihm das Staatsarchivariat förmlich angeboten worden sei, unrichtig. Für dieses Amt war schon ein der demokratischen Partei angehöriger, übrigens vorzüglich geeigneter Mann in Dr. Strickler gefunden. Dagegen wurde G. v. Wyß auf Vorschlag der Fakultät und Antrag des Erziehungsrates am 26. März 1870 zum Ordinarius befördert und sein Gehalt aus den Zinsen des Rheinauerfonds nahezu auf das Doppelte erhöht. Bei seinem Dankbesuch sagte ihm der Erziehungsdirektor, die Anregung gehe von der Fakultät aus und eigentlich wäre das nun schon besetzte Staatsarchivariat die richtige Beförderung für ihn gewesen, worauf Wyß erklärte, er hätte dies nicht annehmen können, da es gut besetzt sei. Hieraus ist dann die Legende von der wirklichen Anerkennung der Stelle entstanden.

So fand G. v. Wyß endlich im 55. Altersjahr die ihm gebührende Stellung, die er noch mehr als zwei Dezennien hindurch ausfüllen konnte. Daß er

die Gunst der demokratischen Partei durch Annäherung an ihre Grundsätze oder Unterstützung ihres Kampfes gegen das „System“ erworben habe, ist bei seinem Charakter ganz undenkbar, aber auch nachweisbar unrichtig, wie denn die Beförderung vielmehr von der Fakultät ausging. Er gehörte überhaupt nicht zu den extremsten Konservativen, die soweit nach rechts herumgehen, daß sie schließlich mit der äußersten Linken zusammenstoßen. Als Mitglied des Verfassungskrates 1868 und 69 wirkte er meist in antidemokratischem Sinne, und seine auf die Verfassungsänderung bezügliche Eingabe vom 14. Mai 1867 betrifft lediglich die Einführung der Minoritätenvertretung. Gleichwohl spielte er im Verfassungskrate, da er das Vertrauen und die Achtung aller Parteien besaß, eine sehr bedeutende Rolle und wurde am 29. Mai 1868 in die 35er Kommission gewählt, welche den Verfassungsentwurf ausarbeiten sollte.

Als diese Kommission ihren Sitz nach Winterthur verlegte, protestierte Wyß mit Rüttimann gegen diese Verletzung der Geschäftsordnung, wobei es zu heftigen Erörterungen und einem Ordnungsruf an einen seiner Gegner kam. Nur durch dringende Vorstellungen seiner Freunde ließ er sich bewegen an den Sitzungen in Winterthur teilzunehmen; er setzte dann für einige Sitzungen die Rückkehr nach Zürich durch und nahm, als die Kommission wieder eine Wanderung nach Pfäfers beschloß, am 23. Juni 1868 seinen Austritt. Von da an wurde er, was ihm sonst in keiner andern Stellung widerfahren sein dürfte, als unentschuldig abwesend notiert, bis der Gesamtverfassungsrat am 31. August seine Entlassung genehmigte. So hat er nur wenige Sitzungen dieser Kommission besucht, in diesen aber erheblichen Anteil an der Beratung genommen. Betreffend die Hauptneuerungen der Verfassung hat er sich, da diese Beratungen der Volksrechte in Winterthur stattfanden, nicht aussprechen können; dagegen entschieden von der Wahl der Regierung durch das Volk wie auch von der periodischen Erneuerung der Beamten abgeraten. Im Gesamtverfassungsrat beteiligte er sich lebhaft an der Diskussion des Entwurfes. Hier fand er auch Gelegenheit, sich über die von den Liberalen prinzipiell verworfenen Volksrechte zu äußern und that es in dem

Sinne, daß er die Erweiterung der Volksrechte nicht begehrt haben würde, aber auch keinen Grund finde, dem Begehren entgegenzutreten, da er überzeugt sei, daß dieses Institut, das er sich freilich nicht „als blinde Stimmmaschine“, sondern begleitet von mündlichen Erläuterungen der Repräsentanten dachte, später den Effekt eines konservativen üben werde. Hat er damit ein prophetisches Wort ausgesprochen, wenigstens was die Wirksamkeit dieser Rechte in eidgenössischen Fragen betrifft, so sah er auch seine damals unterlegene Idee der Minoritätenvertretung und des proportionalen Wahlsystems in seinen letzten Lebensjahren noch zur Anerkennung gelangen. In der Frage der Progressivsteuer hat Wyß mit Nein gestimmt und überhaupt von Festsetzung des Steuerplans in der Verfassung dringend abgeraten. Besonders interessant ist sein Votum über die Eisenbahnfrage, nicht nur weil er sich hiebei über ein Gebiet, in welchem er einst von Alfred Escher zurückgedrängt worden, sehr objektiv aussprach, indem er den Vergleich mit den Medizeern mehr auf eine in der Zukunft drohende Entwicklung als auf die unmittelbare Gegenwart anwendete, sondern auch, weil der konservative Föderalist hiebei im Prinzip für die Verstaatlichung der Bahnen durch den Bund redete, die er freilich nur mit größter Vorsicht und in allmählicher Entwicklung für eine ferne Zukunft durchgeführt wissen wollte. In diesem Sinne stellte er auch einen so vorsichtig und allgemein gehaltenen Antrag auf „Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen in der Staatsaufsicht über die Eisenbahnen“, daß der Vertreter des „Systems“ Eugen Escher sich damit einverstanden erklärte. Bei Besprechung der Organisation des Regierungsrates beauftragte Wyß nicht mehr wie früher das reine Kollegialsystem, sondern eine Mischung desselben mit dem Direktorialsystem, da letzteres ohne eine hervorragende Persönlichkeit allzuwenig Einheit habe.

Wie er schon der Spezialkommission für Kirchen- und Schulwesen angehört hatte, so beteiligte er sich auch im Schooße des allgemeinen Verfassungskrates an der Diskussion über das Kirchenwesen, obwohl er bedauerte, daß die Ordnung dieser Verhältnisse in einer Zeit politischer Aufregung geschehen solle. Als überzeugungstreuer Anhänger der evangelisch-reformierten Landeskirche und in Würdigung ihrer historischen Bedeutung für die Herstellung eines einheitlichen Bewusstseins des zürcherischen Volkes wollte er die Landeskirche erhalten und nur eine etwas größere Unabhängigkeit vom Staat hergestellt wissen, aber auch dies so allmählich, daß er Bedenken trug, die hiezu notwendige gemischte Synode durch die Verfassung selbst anzuordnen.

Auf diesem Gebiete hat sich G. v. Wyß 1883 im Kantonsrat als Referent der mit Ausarbeitung des Kirchengesetzes betrauten Kommission besonders verdient gemacht und leider wieder erfolglos bemüht, wie denn sein Referat unter allgemeiner Unaufmerksamkeit stattfand. Weniger die Verwerfung des von ihm verteidigten Taufzwanges als die Ablehnung der gemischten Synode und die mit Begrabung des ganzen Gesetzes gleichbedeutende Rückweisung des Entwurfes an den Regierungsrat hat Wyß veranlaßt, seine Ent-

lassung aus dem Kantonsrat zu nehmen, wobei sich der Rat zu Ehren des seit 45 Jahren ihm angehörigen Mitgliedes von den Sitzen erhob. Kurz vor seinem Tode wurde auch jene geringschätzbare Behandlung des Kirchengesetzes durch ernsthaftes Eintreten auf dasselbe wieder gut gemacht.

Noch manches ließe sich aus der parlamentarischen Wirksamkeit Georgs von Wyß anführen, aber das Mitgeteilte ist mehr als genügend, um zu konstatieren, daß er seine Beförderung von 1870 nicht politischen Liebesdiensten zu verdanken hatte und überhaupt seinen gemäßigt konservativen Grundfäden nie untreu geworden ist. Seine Voten lassen überdies einen weit über alle beschränkten Parteigesichtspunkte in die Zukunft blickenden Geist erkennen, aber überall gepaart mit der auf reicher Lebenserfahrung und Geschichtsstudium berühmten Vorsicht, die eine langsame, schrittweise Entwicklung nach dem klar erkannten, wenn auch ferneren Ziele verlangt.

In den letzten Jahren konnte er sich ungestört und mit vollster Anerkennung der Wissenschaft widmen. Als der bedeutendste Vertreter der Schweizergeschichte wurde er auch auswärtig, durch die Promotion zum Ehrendoktor der Universität Wien 1865, durch die Wahl in die Münchner Historische Kommission 1880 und zum Mitglied der bayrischen Akademie 1886 anerkannt. Infolge der Verpflichtung des Ordinarius zu 10 Stunden für die Woche und einer im Herbst 1870 eingeführten, später wieder etwas in Vergessenheit geratenen einheitlichen Ordnung der gesamten historischen Studien erweiterte er den Kreis seiner Vorlesungen auf die Geschichte einzelner Kantone, namentlich der romanischen Schweiz. Im Frühjahr 1872 wurde er zum Rektor der Hochschule gewählt und in dieser Eigenschaft hielt er die Festreden an den beiden folgenden Stiftungsfeiern, am 29. April 1872 über die Behandlung der Schweizergeschichte in unseren Historikern, ihre Bedeutung für das Volk und ihre Aufnahme in dasselbe, am 29. April 1873 über die Verbindung deutscher und romanischer Landschaften zur selbständigen Schweiz und ihre wissenschaftliche und politische Bedeutung. 1872 vertrat er die drei deutschen Hochschulen der Schweiz beim Stiftungsfest der Universität Straßburg. Beim fünfzigjährigen Jubiläum der Hochschule 1883 fiel ihm naturgemäß die Abfassung der Geschichte der Universität zu, eine Aufgabe, die er in einer vorzüglichen Weise löste, ebenso wie diejenige der Festrede bei der Universitätsfeier des Bundesjubiläums 1891. Wie diese Rede bezog sich auch seine letzte Schrift, das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek für 1892, auf die Geschichte des Ursprungs der Eidgenossenschaft.

Als G. von Wyß im 78. Altersjahr seine Entlassung von der Professur nahm, wurden seine langjährigen Verdienste um die Hochschule von den Behörden mit der Verleihung des Titels eines Honorarprofessors anerkannt, von der Studentenschaft aber mit einem solennen Fackelzug gefeiert. In Beantwortung der Ansprache ihres jugendlichen Vertreters hielt der gefeierte Greis noch mit kräftiger, obwohl bewegter Stimme eine der schönsten jener Reden zum Preis des Vaterlandes, wie man sie vom Präsidenten der geschichtsforschenden Gesellschaft bei ihren Jahresversammlungen zu hören gewohnt war. Ueber denselben

ZÜRICH, den 18. December 1893.

Hochgeehrter Herr!

Von tiefem Schmerze erfüllt, theile ich Ihnen mit, dass gestern Abend

Herr Professor Georg von Wyss

seiner am Morgen gestorbenen Gattin im Tode nachgefolgt ist.

Seit 1840, wo er der Gründung unserer Gesellschaft thätig bewohnte, deren Mitglied, mit dem Jahr 1843 Mitglied des Vorstandes, seit 1874 Vorsitzender der Vorsteherschaft und des Gesellschaftsrathes, ist Herr Georg von Wyss in einer ganz einzigen Weise der Leiter und die Seele unserer wissenschaftlichen Vereinigung gewesen. Wer nur jemals an einer der Versammlungen der Gesellschaft sich betheiligte, weiss dankerfülltes Zeugniß dafür abzulegen. So war denn auch im vergangenen September der Vorsitz der Versammlung in Luzern das letztmalige öffentliche Hervortreten unseres Herrn Präsidenten, und bis zu den letzten Tagen vor einer abermals eintretenden Lungenentzündung war die treue Fürsorge für unsere Angelegenheiten eine der liebsten Beschäftigungen des unermüdlchen Arbeiters. Dass er in solcher Weise bis zu seinen letzten Tagen thätig bleiben durfte, war eine Gabe, die er frommen Sinnes besonders dankbar von Gott entgegennahm.

Die Bestattung findet *Mittwoch den 20. December, Nachmittags 3 Uhr*, statt.

Genehmigen Sie die Versicherung vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit.

Für den Gesellschaftsrath
der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz:

Der Secretär:

G. Meyer von Knonau.

Nokr W

000 Zürcher Freitags-Bl. Nr. 51 12-12-1893

† Prof. Dr. Georg von Wyß

geb. den 31. März 1816, gest. den 17. Dezember 1893.

Das Portrait, welches wir heute in dankbarer Erinnerung an einen vortrefflichen Eidgenossen und hervorragenden Mann der Wissenschaft unsern Lesern bieten, zeigt nicht nur in der äußern Erscheinung den größten Contrast zum Bilde unserer letzten Nummer, sondern man kann sich überhaupt kaum einen größern Gegensatz denken als die beiden dargestellten Persönlichkeiten. Dort der von Glück und Parteigunst getragene und schon in jungen Jahren zur höchsten Magistratswürde der Eidgenossenschaft emporgehobene Vertreter eines der jüngsten Schweizerkantone, mit dem Typus des rücksichtslosen Selbstbewußtseins auf dem Antlitz, welches dem Radikalismus eigen zu sein pflegt. Hier der Sprosse eines historischen Geschlechts des alten Vorort-Kantons, der Sohn und Enkel zweier Bürgermeister, die den Uebergang der alten zur neuen Schweiz handelnd und tubend begleitet haben; der unerschrockene Vertreter konservativer Anschauungen, um deren willen ihm zwar Schritt für Schritt die höhere politische Laufbahn verschlossen wurde, die persönliche Hochachtung von Freunden und Gegnern aber niemals fehlte; der Träger eines Antlitzes, das, weit entfernt schön zu sein, im ersten Augenblicke durch seine tiefen Furchen und großen Verhältnisse auffiel, sich dann aber auch unausschöpflich einprägte, weil es den Stempel des das Leben ernst nehmenden Denkers, des unbeugsamen Charakters und des herzlich wohlmeinenden, bescheidenen Mannes zugleich in sich wiederpiegelte.

Es ist uns nicht möglich, schon in diesen Tagen ein irgendwie vollständiges Bild vom Leben und Wirken des Dahingegangenen oder von seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu entwerfen. Altersgenossen, welche darüber Auskunft zu geben wüßten, sind nur noch wenige am Leben und uns selbst war es eigentlich erst Mitte der Siebziger Jahre vergönnt, durch gemeinsames politisches Wirken dem verehrten Manne näher zu treten. Es steht aber zu hoffen, daß in nicht gar ferner Zeit an Hand des reichen schriftlichen Nachlasses — Prof. v. Wyß hat die Sitte der Tagebuchführung noch festgehalten und die im Zeitalter des Telegraphen selten gewordene Kunst des Brieffschreibens verstanden und geliebt wie wenige — eine berufene Feder das Leben des Mannes zeichnen werde, an dessen scharf beobachtendem Auge und urtheilfähigem Geiste die hochwichtigen Ereignisse von sieben Dezennien vorübergegangen sind. Nur einige Worte dankbarer Hochachtung möchten wir heute dem Andenken des Verewigten widmen.

Daß Georg v. Wyß der Sohn des verdienten jüngern Bürgermeisters von Wyß war, dem wir in seinem „Politischen Handbuch für die erwachsene Jugend der Stadt und Landschaft Zürich“ (1796) einen noch heute werthvollen Wegweiser zum Verständniß der politischen Einrichtungen des alten Zürich verdanken, ist bekannt. Prof. Friedr. von Wyß, der jüngere Bruder des Verstorbenen, hat das bewegte Leben des Vaters und Großvaters in einem größern Werke beschrieben, auf das wir mit Bezug auf den geistigen Kreis, in dem der Verewigte aufgewachsen ist, hinweisen dürfen. Noch vor wenigen Monaten hörten wir ihn bei einem feierlichen Anlaß dem Andenken des hochverehrten Vaters Worte dankbarster Anerkennung widmen und seiner Erziehung das Beste der eigenen Leistungen und Lebensgrundsätze zuschreiben. Bürgermeister v. Wyß wünschte nicht, daß der Sohn die politische Laufbahn ergreife, auf der innere Befriedigung so selten und Dornen so reich gesäet sind. Darum ließ er den begabten Sohn Mathematik (nicht die Rechte, wie anderwärts mitgetheilt worden ist) studiren und erst nach dem Tode des Vaters waren es die Ereignisse von 1839 und die Beförderung seines Schwagers Mousson zur Bürgermeisterwürde (1840), welche Georg von Wyß doch mit einem Male in die politische Carrière hineindrängten, zu der er allerdings



Gesellschaft der „Böcke“ oder „Schildner zum Schneggen“ stand er lange Jahre als Obmann vor und verließ deren Hauptversammlungen stets durch eine geschichtliche Rede, die hernach dem Druck übergeben wurde, eine besondere Weihe. Vollenbs an's Herz gewachsen war ihm die Stadtbibliothek, der er als Präsident vorstand, und der Rücktritt von diesem Amt war die letzte Brücke, die er zwischen sich und dem öffentlichen Leben abbrach.

Am 10. Mai 1843 hatte sich Georg v. Wyß verheiratet mit Regina v. Wyß, mit der ihn ein glücklicher Ehestand 50 Jahre verband, so daß er noch die Goldene Hochzeit im Kreise seiner Familie, beglückwünscht von Nah und Fern, feiern durfte. Aber es war der letzte Abendsonnenschein des irdischen Lebens. Bald nachher erkrankte die treue Gattin und die Sorge für den plötzlich leidend gewordenen Sohn (der, um Heilung im Süden zu finden, die Eltern wenige Tage vor ihrem Tod mit seiner Familie verlassen mußte) lag zudem schwer auf dem Vater. Dieser selbst aber trug ebenfalls unbewußt den Keim eines Brustleidens in sich, das letzte Woche durch eine Entzündung rasch akut wurde und am Abend des 17. Dezember ging der milde gewordene Greis, nachdem er Samstags noch manches geordnet hatte, sanft heim zur ewigen Ruhe, nicht wissend, daß ihm am Morgen des gleichen Tages die Lebensgefährtin bereits vorangegangen sei.

Wenn der Lorbeerkranz, mit dem die Särge geschmückt werden, in so vielen Fällen zur Form eines Beileids herabgesunken ist, das vom Strom des Lebens am nächsten Tage wieder verwischt wird — auf diesem Grabe liegt er mit Recht und treues Angebenken wird den Grabes schmuck bei Vielen überbauern, dessen sind wir gewiß!

P.

Datum

68

neuerer Forschungen verschloß, aber ebenso wenig der kritischen Sucht anheimfiel, welche einen gewissen Sport darin findet, Uebersetzungen, in denen meist wenigstens ein verhüllter Kern historischer Wahrheit liegt, niederzureißen. Und ein zweites gab seinen historischen Arbeiten noch ihren besondern Stempel, besonders wenn er, wie in den Neujahrsblättern, sich auch an ein Laienpublikum wandte: Er schnitt in der Geschichte nicht kalt wissenschaftlich herum wie ein Arzt auf der Anatomie an irgend einem unbekanntem Leichnam, sondern er fühlte sich mit dieser Geschichte als derjenigen seines Volkes verwachsen, er schrieb sie mit dem Herzen, nicht bloß mit dem Kopfe, und nicht bloß für die Neugier der Leser, sondern für ihr Gewissen, indem er, ohne pedantisch lehrhaft zu werden, doch stets Impulse zur Anwendung der geschichtlichen Lehren für die Gegenwart zu geben wußte und zu äußern sich gedrungen fühlte. Das war es auch, glauben wir, was ihm in der geschichtsforschenden Gesellschaft eine fast patriarchalische Stellung gab, und die Achtung, welche ihm die jüngern Historiker entgegenbrachten, ging weit über den Kreis der unbedingten Gesinnungsgenossen hinaus. Von Würden, die ihm zu Theil wurden, erwähnen wir hier die Bekleidung des Rectorats der Universität Zürich in den Jahren 1872—1874, seine Ernennung zum Mitgliede der Historischen Kommission in München (einer Stiftung König Maximilians) 1880, und zum Auswärtigen Mitgliede der dortigen Akademie, 1886. Der zürcherischen



Professor Dr. Georg v. Wyß.

Die Schmähen der gegnerischen Presse, welche damals hagelicht auf die ganz unerwartet in den protestantischen Kantonen wieder entstandene konservative Opposition fielen, konnten uns jüngere nicht befremden oder stark tranken, weil wir ja noch wenig Beweise geleistet, daß wir gerechtere Behandlung werth seien; aber daß in den gleichen Tiegeln mit uns Männer wie die oben genannten, wie ein Bürgermeister C. F. Burckhardt, ein Professor W. Bisler geworfen wurden, das empörte uns bis in's Innerste, und je heftiger die Angriffe wurden, desto mehr schlossen wir uns mit den Führern zusammen. Wyß nahm alles ziemlich kaltblütig hin, was nur die Persönlichkeiten betraf, und wenn das Uebermaß der Verleumdung etwa zu einer Erwiderung nöthigte, so konnte er dieselbe wohl dreimal neu redigiren, um daraus zu erkennen, was irgend jemand ohne Noth reizen oder verletzen konnte. Das war eine gute Schule für die leichtflüssigen Federn und jugendlichen Temperamente und sie drückte darum nicht auf uns, weil damit Hand in Hand eine liebenswürdige Bescheidenheit und eine dankbare Anerkennung alles dessen ging, was andere der gemeinamen Sache leisteten. Tief und ernst ergriff ihn der Kampf um die Schule im Jahr 1882 und die Bewegung, welche damals auch durch die Stillen in unserm Lande ging; viel Freude bereite ihm die persönliche Berührung und Korrespondenz, in die jene Tage ihn mit einfachen Gesinnungsgenossen brachten, und keinem, der seine Unterschriftenbogen mit ein paar begleitenden Zeilen einsandte, blieb er Erwiderungsworte des Dankes und der Freude über den Erfolg schuldig. Die wichtigen Fragen, welche damals in einem unscheinbaren Vorpostengefecht wenigstens für die nächsten 10 Jahre entschieden wurden, erkannte er vollauf, und wenn je von konservativer Seite eine deutlichere Fassung des Art. 27 der Bundesverfassung auf dem Weg der Initiative versucht werden sollte, so wird man auch gewiß auf den Entwurf zurückgreifen, in dem der Vereingte nach der gewonnenen Schlacht die Forderungen der Zukunft zusammengefaßt hat (Schweizerblätter, Juli 1884). Im Jahr 1886 trat Prof. v. Wyß anlässlich seines Eintritts in's 70. Lebensjahr von der Leitung der Zürcherischen Sektion des Eidgenössischen Vereins zurück, blieb aber derselben, welche ihn zum Ehrenpräsidenten ernannt hatte, stets treu und besuchte regelmäßig ihre Sitzungen, bis ihn die zunehmenden Altersbeschwerden dieß nicht mehr gestatteten.

Wie lange Prof. v. Wyß dem Großen Stadtrathe und zürcher. Kantonsrathe angehört hat, ist uns z. B. nicht in Erinnerung. Sein erstes, die Dinge stets über die ordinäre Atmosphäre der Partei- und Interessenpolitik emporhebendes Botum wurde ausnahmslos mit Achtung und Aufmerksamkeit angehört, aber es war ihm auch hier selten vergönnt, den Erfolg auf seine Seite zu ziehen und die schmerzlichste Erfahrung war für ihn der Entscheid des Kantonsrathes in Sachen der Taufe, welcher gegen seine Anträge als Referent über ein neues Kirchengesetz ausfiel. Das veranlaßte ihn zum Austritt aus dem Rathe, dessen Zierde er so lange gewesen. — Zum letzten Mal trat er öffentlich auf in der Gemeindeversammlung, welche die Bedingungen der Stadt Zürich für ihre freiwillige Zustimmung zur Vereinigung mit den Ausgemeinden festsetzte, und sein damaliges, ebenso festes als entgegengesetztes Botum machte den tiefsten Eindruck; allein die innere Kraft fehlte der Bürgerschaft, um den eingenommenen Standpunkt festzuhalten, und die schärfsten Worte, welche wir aus dem Munde des Vereingten vernommen haben, trafen die Gemeinde, mit der er sich so eng verwachsen fühlte, die aber in seinen Augen ihre Existenz verwirkt hatte, weil sie nicht einmal mit Würde ihre Rechte zu wahren und gegen deren Mißachtung zu protestiren wagte.

Noch bliebe uns viel zu sagen über die wissenschaftliche Thätigkeit des Verstorbenen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtsforschung, doch liegt uns dasselbe zu fern für richtige Würdigung seiner Lebensarbeit und eine bloße Aufzählung seiner Publikationen haben andere Blätter anlässlich seines Rücktritts von der seit 1858 bekleideten Professur im Frühling dieses Jahres gebracht. Sein Wissen war ebenso vielseitig als gründlich und sein historisches Urtheil vielleicht darum so zutreffend, weil er nie der patriotischen Tradition zuliebe sich harmnädig gegen die Resultate

große Neigung empfand. Mousson veranlaßte den noch sehr jungen aber rede- und schriftgewandten Anverwandten, das Präsidium des neugegründeten konservativen Vereins zu übernehmen, der seine Versammlungen im alten Schützenhause (!) abzuhalten pflegte, und sich auch bei der Redaktion des „Defflichen Beobachters“ zu betheiligen. Diese Thätigkeit verschaffte ihm die Gegnerschaft des Mannes, der kurze Zeit hernach das politische Leben des Kantons Zürich zu beherrschen begann und auch in der Eidgenossenschaft lange Zeit eine führende Stelle einnahm. 1843 war Wyß, nach dem Rücktritt des ältern Hottinger von der Stelle eines 1. Staatschreibers und dem Vorrücken des Sohnes in dieses Amt, zum 2. Staatssekretär ernannt worden; aber 1847 mußte er — wenn wir nicht irren, dem spätern Regierungsrath Hagenbuch — weichen, und als er dann die Direktion der kleinen NStbahn (mit dem Anfangsstück Zürich-Baden) übernommen hatte, nöthigte ihn abermals nach kurzer Frist deren Fusion mit der Nordbahn und der Eintritt Escher's in die Direktion der größern Unternehmung zum Rücktritt. Noch mehr als einmal griff später die gleiche Hand ein, wenn Wyß an eine öffentliche Stelle zu gelangen Aussicht hatte, doch wollen wir im Sinne des Verstorbenen vergangenes Unrecht nicht ohne Noth an die Deffentlichkeit ziehen. Ob es richtig sei, daß Freunde Escher's vor dem Sturz des Systems es ihm nahe gelegt haben, die bedrohte Regierung durch Beiordnung eines Demokraten und eines Konservativen (von Wyß), zu stützen, was Escher aber mit einer charakteristischen Motivirung abgelehnt habe, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls ist es ein Mythos, daß von konservativer Seite am Sturz des „Systems“ gearbeitet worden sei, und Wyß war eine viel zu edle Natur, um erlittene Unbill durch Anschluß an eine Partei zu rächen, die zum Theil mit zweifelhaften Mitteln den Boden der Regierung unterwühlt hatte und in ihrer Mitte Männer besaß, deren Anschauungen über die wichtigsten Fragen des sittlich-religiösen wie des politischen Lebens Wyß noch fremder waren als diejenigen des gestürzten Regiments. Daß Regierungsrath Sieber ihm bald hernach das früher gewünschte und unter besonders

kränkenden Verhältnissen vorenthaltene Staatsarchivariat antrug, war lebiglich eine unbefangene Würdigung der Verdienste des Historikers aus gegnerischem Lager.

Wyß suchte, zu reiferen Jahren gelangt und glücklich geworden in einem wissenschaftlichen Beruf, der seiner Charakteranlage vielleicht noch besser entsprach als derjenige des Staatsmannes, keinen politischen Einfluß mehr, und wenn er sich am öffentlichen Leben doch noch bethätigte, so war es nur ein tiefgegründetes Rechts- und Pflichtbewußtsein, welches ihn hervortreten veranlaßte. Das war der Fall bei seiner unermüdbaren und wahrlich auch nicht ganz fruchtlosen Arbeit für Einführung eines gerechten Wahlverfahrens, und gleiche Beweggründe brachten ihn der Politik wieder näher, als Mitte der 70er Jahre der zentralistische Radikalismus seinen Sieg bei der Abstimmung über die Bundesrevision — der Wyß, soviel wir wissen, wenn auch mehr aus einer gewissen Müdigkeit, zugestimmt hatte — durch weitgreifende Gesetzesvorlagen auszunutzen suchte und der „Eidgenössische Verein“ diesen Tendenzen entgegentrat. Es waren damals mehr jüngere Leute, die das Bedürfniß des Zusammenschlusses empfanden, und es kostete die ältern Vertreter des zürcherischen Konservatismus, Professor v. Wyß, Stadtschreiber Spyrri, Professor A. v. Drelli, Oberst Ed. Ziegler, die Männer, welche jetzt alle bereits von uns geschieden sind, eine nicht geringe Ueberwindung, aus der Ruhe ihrer privaten Thätigkeit und eines sich wieder in regelmäßiger Geleisen bewegenden politischen Lebens im Kanton neuerdings in die aktive, viel Kampf versprechende Politik hineinzubegeben. Nachdem Wyß es aber als Pflicht erkannt hatte, einzutreten, weigerte er sich auch nicht, die Führung zu übernehmen. Er freute sich des Eifers der jüngern Genossen und mit aufrichtigster Verehrung schauten diese zu ihrem Führer, dem Manne mit dem gereiften Urtheil und dem historisch geschulten, weiten Blick empor. In jener Zeit erst trat der Schreiber dieser Zeilen in nähere Berührung mit dem Vereingten.

Georg von Wyß als Geschichtsforscher.

In allen diesen Schriften ist ein reiches und ausgedehntes Wissen und eine umfassende Gelehrsamkeit angelegt. Und doch würde, wer aus ihnen die Bedeutung ihres Verfassers ergründen wollte, sich vielleicht wundern, unter ihnen keine eigentlich durchschlagende und epochemachende Arbeit zu finden, und nur eine, die einen größeren Umfang erhalten hat. Dann würde ihm wohl auch der Umstand auffallen, daß Wyß schon 1854, also nachdem er die Gelehrten-Laufbahn kaum begonnen hatte, zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt wurde, in der sich die Geschichtsforscher der Schweiz zu gemeinsamer Arbeit und zu gemeinsamem Gedankenaustausch vereinigten. In der Tat ist selten die allgemeine Hochachtung, die einem Gelehrten entgegengebracht wurde, so wenig durch den äußeren Umfang seiner Werke bedingt gewesen.

Georg von Wyß verfügte über eine höchst vielseitige Bildung, die Frucht von ausgedehnten und mannigfaltigen Studien, über große Verstandesgaben, einen bemerkenswerten Scharfsinn und einen klaren, sicheren Blick, über eine wenn auch nicht in äußerlichem Schmucke glänzende, so doch eindringliche und klare Beredsamkeit, die ihm stets zur Hand war. Und doch waren es wohl nicht so sehr diese Eigenschaften der verstandesmäßigen Begabung, sondern mehr noch solche des Charakters, die ihm das Ehrenamt verschafften und ihn zu jener allseitig anerkannten Bedeutung erhoben.

Da ist wohl zu allererst die Treue im Gerungen zu nennen, die nach den Worten der Schrift auch über Großes gesetzt wird. Treu im Kleinen; wer hätte ihn nicht so kennen gelernt! Sein Fleiß, sein Eifer, seine Gewissenhaftigkeit, seine Sorgfalt und Gründlichkeit, seine Besonnenheit: sie führen alle auf jene Treue zurück. Sie verhalf ihm zu einer ungeahnt raschen Vertrautheit mit seinem neuen Arbeitsgebiet, die ihn in kurzer Zeit zur Autorität in seinem Fache erhob; sie ließ ihn auch den Einzelheiten Beachtung schenken und

sich auch bei kleinsten Dingen nicht mit Vermutungen und Kombinationen begnügen, wo Gewißheit zu erlangen war. Was er ansah, gewann durch eben diesen Charakterzug eine persönliche Bedeutung, einen ethischen Wert für ihn. Sein ernstes Streben nach Wahrheit der historischen Erkenntnis war ihm Gewissenssache; gerade deshalb artete es — um früherer gesagtes zu wiederholen — nie in eine Brüstung der Tradition aus, sondern paarte sich mit einem feinnachfühlenden Verständnis für den Wert und die Berechtigung der Tradition. Obwohl er nie schulmäßig gelernt hatte, die Methode der kritischen Forschung zu handhaben, so eignete er sie sich dennoch so gut wie irgend ein anderer hervorragender Gelehrter an, und der Anerkennung dessen, was sich ihm bei der Forschung als wahr ergab, entzog er sich niemals, selbst wenn es seinem persönlichen Gefühl schwer fallen mochte. Seine von Haus aus konservative Gesinnung ließ ihn nie in den Fehler verfallen, die Tradition nur dort anzuerkennen, wo sie von greifbaren Zeugnissen bestätigt wurde; sie hinderte ihn aber nie daran, dieselbe rückhaltlos preis zu geben, wo sie mit der kritischen Forschung in unlöslichen Widerspruch geriet.

Die schönste Probe dieser Unbestechlichkeit des Urteils wie des feinnachempfindenden Verständnisses der in der Ueberlieferung wirkenden Kräfte bildet wohl sein Vortrag über die Geschichte der drei Länder. Der gehobene und schöne Schluß desselben wird wegen des Bestrebens, in der unbewußt arbeitenden Volks Sage einen greifbaren Kern zu finden und ihr selbst für die heutige Zeit einen wenn auch ungeprägten bleibenden Wert abzugewinnen, des Eindruckes auf den Leser auch heute nicht verfehlen. Uebrigens zeigte sich gerade dort, wo er die Ueberlieferung zurückwies, wieder eine andere Eigenschaft seines Wesens. Im Bewußtsein der Unvollkommenheit der menschlichen Natur widerstrebte es ihm, das Wort „Fälschung“ in den Mund zu nehmen. Ueber die Träger einer absichtlich entstellten Tradition zu Gerichte zu sitzen, ist nie seine Sache gewesen. Nirgends zeigte sich das deutlicher, als wenn er sich

mit Tschudi zu beschäftigen hatte. Die Aeußerungen solchen Wesens treten dem Leser seiner Schriften überall zu Tage. Zur sorgfältigen Verwertung des Materials, zur maßvollen Handhabung der Kritik, zur schlichten und einfachen, aber abgeklärten und lichtvollen Darstellung der Thatsachen gesellt sich eine Reife des Urteils und zugleich eine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit in der Fassung desselben, die durch seine Arbeiten sein inneres Wesen unverhüllt hindurchscheinen ließen. Und ganz besonders darf das lebendige vaterländische Gefühl, das seine Arbeiten wie auch seine Reden durchwehte, nicht unerwähnt bleiben. Es wirkte um so wohlthuernder, je weniger er in manchen großen Fragen der Gegenwart mit herrschenden Richtungen übereinstimmte. Andere Geschichtsforscher, Altersgenossen und jüngere, haben größere und umfangreichere Werke geschrieben, und dennoch hat keiner so anregend und zugleich so nachhaltig auf seine Fachgenossen eingewirkt wie er, gerade wegen der genannten Eigenschaften, die ihn für die andern zum Vorbild erhoben.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, warum W. nicht zur Abfassung größerer darstellender Arbeiten gelangt sei, und ganz besonders, warum er keine Schweizergeschichte geschrieben habe. Verschiedene Umstände haben dabei zusammengewirkt. Der Berewigte kam erst in verhältnismäßig späten Jahren dazu, seinem Leben einen neuen Inhalt zu geben, und als er einmal den entscheidenden Entschluß gefaßt hatte, da erfüllte ihn ein Forschungstrieb, dem er nie genug thun konnte. Neben dem Studium gieng ein ausgedehnter Briefwechsel einher, d. h. ganz besonders eine ausführliche Beantwortung wissenschaftlicher Anfragen, der er sich mit großer Selbstlosigkeit, ja sogar mit Selbstverleugnung hingab. Und schließlich räumte er auch der Teilnahme an der Politik und an gemeinnützigen Bestrebungen ein großes Anrecht auf seine Zeit und seine Arbeitskraft ein. Zu diesen Gründen mögen aber noch andere tieferliegende hinzutreten.

Wie wohl in allen Wissenschaften, so wechseln auch in der Geschichtsforschung Perioden einer mehr

sammelnden Thätigkeit mit solchen einer mehr zusammenfassenden; sie mögen nicht immer deutlich geschieden sein, allein eine gewisse Wechselwirkung läßt sich nicht verkennen. Als W. in seinem Studium einen andern Weg einschlug, trat er in einen Zeitraum der Sammlung, der soeben begonnenen kritischen Durchforschung ein, die die Abfassung zusammenhängender Darstellungen für einmal mehr oder minder zurückdrängten. Älter und reifer als andere, die sich schon auf der Hochschule ihrem Berufe zuwenden, empfing er einen um so nachhaltigeren Eindruck von dieser Richtung. Ihr entsprach seine Vorliebe für die Beschäftigung mit den Quellen, und mit dieser Vorliebe hing wiederum die monographische Form seiner darstellenden Arbeiten aufs engste zusammen. Nicht daß sich diese auf das erwählte Gebiet beschränkt hätten! Wir haben ja das Gegenteil bereits festgestellt. Aber er fand sichtlich seine größte Befriedigung darin, gewissermaßen das im Hohlspiegel der Quellenkunde gesammelte Licht auf diese oder jene Partien und Probleme zu werfen. Diese Vorliebe bedingte wohl auch den zeitlichen Rahmen, innerhalb dessen er sich hauptsächlich hielt. Zwar ließ er sich gerne bewegen, sich weitere zeitliche Grenzen zu stecken, namentlich wenn es in Ausführung von Pflichten und Aufgaben geschah, die irgendwie mit amtlichen Stellen zusammenhiengen; mehrere solcher Gelegenheitsarbeiten — ich brauche das Wort im besten Sinne — gehören zu seinen allerbesten Schriften, so ganz besonders die Geschichte der Hochschule Zürich. Allein so ausgedehnt seine Kenntnisse auch der spätern Jahrhunderte waren, so kehrte er doch stets wieder zum Mittelalter zurück, wo er sich mit seiner ganzen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Erfassung und Darstellung einer Vergangenheit hingeben konnte, bei der eine — fast möchte ich sagen — exakte Behandlungsweise (soweit das Wort auf historische Dinge überhaupt anwendbar ist) möglich war und bei deren Beurteilung die Gegensätze der Gegenwart, der persönlichen Ansichten und der aufgeregten Tagesmeinungen, ihn nicht in Mitleidenschaft zogen.

e etc.

Haben

Fr. etc.

Georg von Wyß als Geschichtsforscher.

4)

Mit dem Gesagten scheint nicht übereinzustimmen, daß in den Reden v. W.'s, vornehmlich in denjenigen, die er im Kreise seiner geliebten allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz hielt, oder in wissenschaftlichen Diskussionen, die er durch sein Eingreifen auf ein höheres Niveau zu heben wußte, sich eine lebhaftere Bezugnahme auf allgemeine Verhältnisse bemerkbar machte. Trefflich verstand er es, die leitenden Gesichtspunkte herauszuheben, sie in Beziehung zu bringen zu der allgemeinen Entwicklung der Geschichte und zu den großen Fragen religiöser, politischer und wissenschaftlicher Art, die die Gegenwart bewegen. Auch sonst in der mündlichen Mitteilung trat dieser Zug hervor. In den feinen Vergleichen, im Aufsetzen bedeutsamer Richter, in der Art auch scheinbaren Kleinigkeiten eine Bedeutung abzugewinnen, offenbarte sich nicht nur sein umfassendes und stets gegenwärtiges Wissen, sondern auch sein reicher Geist, und man erhielt wohl den Eindruck, daß diese wirklich geistreiche Art, Thatsachen und Betrachtungen mit einander zu verknüpfen, ohne dabei den Dingen Gewalt anzuthun, auf jene den Franzosen eigentümliche geistige Anlage zurückzuführen sei, die bei seinen vielfachen und engen Beziehungen mit hervorragenden Angehörigen der französischen Schweiz auch auf ihn übergegangen war. Allein das blieb doch auf das Wort beschränkt oder auch auf den Brief; denn Wyß war ein vortrefflicher und geistvoller Brieffschreiber und Briefe von ihm zu erhalten ein wahrer Genuß. Und noch auffallender mag das Gesagte erscheinen, wenn man sich dessen erinnert, mit welcher Entschiedenheit und Offenheit er zu den brennenden Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen pflegte, wenn man

bedenkt, daß es ihm innerstes Bedürfnis war, seine Ansichten nach außen zu vertreten und zu bekennen, daß, wie in diesem Blatte mit Recht betont worden ist, seine Thätigkeit als politischer Führer ihm so recht eigentlich von seinem Gewissen diktiert war.

Es hat Historiker gegeben — es genügt an Namen wie Dahlmann und Treitschke, auch an den mit W. befreundeten und ihm im Tode unlang vorangegangenen H. Baumgarten in Straßburg zu erinnern — die von der Politik kräftige Impulse für die Wahl ihrer Gegenstände empfingen, und die, so wenig sie sich in der wissenschaftlichen Darstellung der Dinge durch sie beeinflussen ließen, dennoch durch die Geschichtsschreibung die politische Schulung zu fördern strebten. Georg von Wyß gehörte nicht zu ihnen. Wohl empfing der Politiker von dem Historiker fruchtbare Anregung, und in seinen politischen Reden übte das reiche historische Wissen und das immer feine und wohlbegründete Zurückgreifen auf eine Vergangenheit, die sich niemand so lebensvoll wie ihm zeigte, einen bedeutsamen Eindruck aus. Wandte er sich dann wieder zur wissenschaftlichen Arbeit, so trat jedoch der Politiker ganz hinter den Gelehrten zurück. Zeiten und Gegenstände, deren Betrachtung die Vergleichung mit der Gegenwart und das Zurückgreifen auf sie unvermeidlich machte, übten augenscheinlich geringere Anziehungskraft auf ihn aus als weiter zurückliegende. Griffen die politischen Verhältnisse der Gegenwart dennoch in seine Arbeit ein, so fiel diese ihm doppelt schwer, weil sie ihn gemüthlich aufregte. Näherstehenden wird nicht unbekannt sein, wie sehr das für die Geschichte der Hochschule Zürich galt. Auch in seinen Vorlesungen trat dies zu Tage.

Im ganzen Reichthum seines Geistes und seines Charakters zeigte sich Georg von Wyß erst im persön-

lichen Verkehr; denn dort erst trat im vollen Umfange zu Tage, daß sich hinter dem Gelehrten eine charaktervolle und ausgezeichnete Persönlichkeit barg, und daß der Gelehrte mit dem Menschen in innigster Verbindung stand. Wir müssen uns deshalb auch hier dieser Seite seines Wesens zuwenden.

P. Schweizer hat in seinem Nachruf in der „N. Z. Z.“ auf ein merkwürdiges Schulzeugnis hingewiesen, in dem Wyß als vorlauten, übereilten, unbesonnenen Weisen, auch nicht frei von Einbildung geschildert wird. Es ist nicht selten, daß solche Urtheile über Persönlichkeiten geäußert werden, die in ihrem späteren Leben das gerade Gegenteil aufweisen; heranwachsenden Menschen haften oft Unarten an, in denen sich eine begabte und kräftige, aber der Zügel noch nicht gewohnte Natur äußert. Die zunehmende Reife bringt statt der Abklärung zunächst eher Kämpfe zwischen ihnen und dem besseren Selbst; allein diese Kämpfe zeitigen dann eine sittliche Energie, die ohne sie kaum zu Stande gekommen wäre, und fehren gerade diejenigen Eigenschaften, welche Anstoß erweckten, in ihr glänzendes Gegenteil um. Hat W. in seiner Jugend zu Klagen im ange deuteten Sinne Veranlassung gegeben, so hat er sich im Laufe seiner Entwicklung jedenfalls ganz umgewandelt. In seinem Wesen trat eine sittliche Energie zu Tage, die um ihrer Stärke willen den Eindruck erweckte, daß sie nicht ohne vielfache Arbeit am eigenen inneren Menschen so geworden sei, und zwar lag das Bedeutsame an ihr gerade in der ihm eigenen Selbstlosigkeit. Wyß war (es sei verstattet, hier wieder dem früheren Artikel zu folgen) eine ebenso schlichte als vornehme Natur. Anspruchslos und bescheiden in seinem Auftreten, gewann er jedermann durch seine Liebenswürdigeit und Umgänglichkeit; wohl niemand konnte so voller Aufmerksamkeit und zarter Rücksicht gegen andere sein.

Wer mit ihm verkehrte, stand aber doch gleichzeitig immer wieder unter dem Eindruck einer großen inneren Würde, wie ihn nur eine innerlich ganz durchgebildete Persönlichkeit erwecken kann. Diese zeigte sich schon in seinen Gesichtszügen, die, obwohl an und für sich unschön, trotzdem durch den vergeistigten Ausdruck unwillkürlich für ihren Träger einzunehmen wußten. Geradheit und Offenheit, Zuverlässigkeit und unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Unbestechlichkeit des Urteils bildeten hervorragende Eigenschaften. Nie hielt er mit seiner persönlichen Aufsicht hinter dem Berge; stets wußte man, woran man mit ihm war. Aber seine Meinungen und Ueberzeugungen drängte er seiner Umgebung nie auf und gab sie nie oder nur ganz selten in schroffer Form kund; sie wurden gehalten durch eine hervorragende Herzensgüte und durch eine lebenswürdige und gewinnende Art sich zu geben. Die Personen wußte er von den Dingen stets zu trennen; nur dort, wo er sich in seinen innersten Ueberzeugungen verletzt fühlte, konnte sich auch sein Verhalten gegen Personen schärfer gestalten. Das war jedoch selten. Seinem festen Glauben an einen persönlichen Gott und an einen göttlichen Erlöser lieb er freudigen Ausdruck; aber das Gefühl der menschlichen Unzulänglichkeit und Erlösungsbedürftigkeit hielt ihn immer davon ab, sich über andere zu erheben, die seinen Glauben nicht teilten. Ein mildes Wesen verband sich mit einem festen und entschiedenen Charakter. Das ganze Auftreten des Mannes gewann dadurch eine merkwürdige Transparenz, die für jeden, der näher mit ihm verkehrte, wohl den Hauptreiz seines Wesens bildete. Suaviter in modo sed fortiter in re: wie er andern diesen Wahlspruch empfahl, so hat er selbst ihm getreulich nachgelebt.

Georg von Wyß als Geschichtsforscher.

Die „Allg. Schweizer Zeitung“ hat im Dezember vorigen Jahres zwei Artikel über Georg von Wyß gebracht, die seinen Lebensgang schilderten und sich dabei vorzugsweise seinem Wirken im öffentlichen Leben zuwandten. Der Verstorbene war jedoch in erster Linie ein Mann der Wissenschaft und hat auf dem Boden derselben so viel gewirkt, daß auch diese Seite seines Wesens eine kurze Würdigung verdient.*)

Georg von Wyß hat sich erst spät dem Arbeitsgebiete zugewandt, auf dem ihm bleibender Ruhm erwachsen sollte und als dessen hervorragender Vertreter er betrauert wird. Seine Jugend war naturwissenschaftlichen Studien gewidmet; aber von dem geschichtlichen Sinn, der seit langem in seiner Familie lebte, war doch auch auf ihn ein bedeutendes Stück übergegangen. Vater und Großvater hatten als hervorragende Staatsmänner am Webstuhl der Geschichte gewirkt. Der Urgroßvater, Landtschreiber J. H. v. Wyß, war Mitglied der 1727 von J. J. Bodmer zur gegenseitigen Belehrung in vaterländischer Geschichte gegründeten helvetischen Gesellschaft gewesen, durch welche Bodmer zum ersten Male auf das geistige und wissenschaftliche Leben Zürichs so nachhaltige Einwirkung ausgeübt hatte; an ihren Bestrebungen hatte er sich durch Abfassung mehrerer historischen Arbeiten lebhaft beteiligt und war nach seinem frühen Tode von Bodmer „als sein zuverlässigster Freund, als ein redlicher, tief sinniger, geschickter Mann, den der Staat so nötig gehabt hätte“, betrauert worden.

*) Der Schreiber dieser Zeilen hat zwar schon einmal in der „Zürcher Post“ 1893 Nr. 299 vom 20. Dez. eine solche Würdigung versucht. Als einer, der mit dem hervorragenden Manne häufig verkehrt hat, glaubte er indessen trotzdem eine neue Aufforderung nicht ablehnen zu dürfen, selbst auf die Gefahr hin, bereits einmal eingeschlagene Bahnen nicht überall verlassen zu können und manches, das er früher gesagt hat, hier wiederholen zu müssen.

Die Liebe zur vaterländischen Geschichte führte Georg von Wyß 1841 unter die Gründer der allgemeinen schweiz. geschichtsforschenden Gesellschaft und veranlaßte ihn 1843, das Sekretariat der Gesellschaft zu übernehmen. Es bedurfte nur des äußeren Anstoßes, um ihn nach dem unbefriedigenden Abschluß seiner politischen Laufbahn ganz und ausschließlich für die Zwecke jener zu gewinnen. Wyß erzählte einst dem Schreiber dieser Zeilen, wie er in der Verlegenheit, für das von ihm übernommene Neujahrsblatt der Stadtbibliothek auf 1849 ein passendes Thema zu finden, von Ferdinand Keller auf die Geschichte der Manesse hingewiesen worden sei. Mit Eifer machte er sich hinter die Aufgabe und bewältigte sie in den zwei Hefte füllenden „Beiträgen zur Geschichte der Familie Maness.“

Die beiden Neujahrsblätter bildeten einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben. Die Aufregungen die ihm sein Amt und die Teilnahme an den politischen Kämpfen gebracht, hatten ihn aufs tiefste angegriffen. Nun fand er in der Beschäftigung mit der Geschichte eine so wohlthätige Ruhe und Befriedigung, daß er ihr für sein weiteres Leben die Führung zuerkannte. Die Manesse wurden sogar für die Richtung und den Betrieb seiner historischen Studien maßgebend. Der Zeit, in die sie ihn führten, dem 13. und 14. Jahrhundert, oder, wenn wir die Grenzen etwas weiter ziehen, der Zeit vom 12.—15. Jahrh., blieb er fortan vorzugsweise zugewandt. Auch sonst kündigte die Arbeit in bedeutender Weise den werdenden Gelehrten an. Sie war keineswegs eine Kompilation, wie es Erstlinge einer erst in späteren Jahren einsetzenden wissenschaftlichen Thätigkeit, die aus eigenem Antrieb hervorgeht und fremder Leitung entbehrt, wohl etwa sind. An schon vorhandenen Darstellungen sich anzulehnen, war ausgeschlossen, da es keine gab. Im Gegenteil hätte sich ein spröderes Material als das hier verwendete kaum finden lassen. Aus einer großen Zahl von Chroniken und Urkundenpublikationen und

ganz besonders aus den damals noch kaum bekantten Schätzen der Zürcherischen Staatsarchivs mußte Wyß die Steine sammeln, um sie alsdann zu behauen und zum Bau zu verwenden. Die Kritik kommt, wenn gleich in mildester Form, in bemerkenswerter Weise zu ihrem Rechte. Auch die ruhige und sorgfältig abwägende Beurteilung politisch erregter Zeiten und die schlichte aber dennoch erwärmende Darstellung treten uns schon in diesen Anfängen entgegen.

Zwei Folgen knüpften sich an die beiden Hefte, die eine war die Habilitation als Privatdozent (1850), die andere bildete sein umfangreichstes Werk, die Geschichte der Abtei Zürich (1851—58), die — vorzugsweise eine Quellenpublikation — das reiche Urkundenmaterial des Karolingischen Stiftes zum ersten Mal zugänglich machte und die Neigung des Verfassers zur Edition von Urkunden und Chroniken und zur Beschäftigung mit solchen in hellem Licht erscheinen ließ. Dieser Vorliebe für das Quellenmaterial unserer vaterländischen Geschichte ist Wyß Zeit seines Lebens treu geblieben; sie giebt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit eine ganz besondere Richtung.

Die Grundsätze der modernen kritischen Forschung, von Fried. Aug. Wolf zuerst für das Gebiet der Philologie aufgestellt, sodann von Niebuhr auf die alte Geschichte und von Ranke auf die neuere und mittlere Geschichte angewendet, hatten im gesamten Umfange der sogenannten historischen Studien — das Wort im weitesten Sinne gefaßt — zu einer ganz neuen, bis dahin ungewohnten Art, die Quellen zu behandeln und zu verwerten, und damit zu einem neuen Betriebe der historischen Forschung und zur Umwandlung mancher bis anhin als absolut feststehend geltenden Anschauungen geführt. Jos. Euthy Kopp hatte diese neue Methode zum ersten Mal in bedeutendem Umfange auf die Schweizergeschichte angewendet und zwar auf die Entstehungsgeschichte der eidgenössischen Bünde, wo seine Untersuchungen eine gänzliche Umwälzung veranlaßten und einen allgemeinen Wetteifer

hervorrufen, das Dunkel, das über jene Zeit lagerte, aufzuhellen, und das täuschende Licht, das die Dinge in fremden Umrissen zeigte, zu bannen. Keiner unserer bedeutenderen Geschichtsforscher hat sich der Notwendigkeit zu entziehen vermocht, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen; handelte es sich doch dabei um Probleme, von denen einzelne vielleicht heutigen Tages noch nicht ganz gelöst sind.

Das vermehrte Gewicht, das auf die Urkunden — im weiteren Sinn — gelegt wurde, und das Streben, sie durch den Druck zu verbreiten und sie zur Grundlage zu machen, von der aus eine sicherere und reinere Erkenntnis der Vergangenheit zu gewinnen war, dehnte sich sofort auch auf die übrige Geschichte der Schweiz aus. Wyß schloß sich dieser Richtung ganz an. Deutlich zeigte sich das auch in seinen Beziehungen zu J. F. Böhmer, dem hervorragenden Bearbeiter der *Regesta imperii*. Bei einem Manne, der mit dem verdienstvollen, die Geschichte mehr vom ethischen und raionnierenden Standpunkt aus betrachtenden J. F. Hottinger zusammen arbeitete und lehrte, der soeben noch selber handelnd in die politischen Verhältnisse eingegriffen hatte, mag das beinahe etwas auffallen. Vielleicht aber war es gerade ein innerer Drang, nach der Aufregung und Unbefriedigtheit, die ihm dieses Eingreifen gebracht hatte, nach dem gewaltigen Umschwunge des Jahres 1847, bei dem der Schmerz über die Verletzung des Rechts und über die Unterdrückung der Minderheit das Gefühl von der Notwendigkeit der Aenderung wie in andern tiefer angelegten Naturen seiner Zeit, so auch in ihm zunächst nicht hatte aufkommen lassen, — vielleicht war es gerade ein innerer Drang, der ihn trieb, nach all diesen sein innerstes Wesen aufreibenden Vorgängen sich einer Beschäftigung zuzuwenden, die, von sicher und zuverlässig bezugten Ausgangspunkten ausgehend, bei Anwendung der nötigen Sorgfalt auch sichere und zuverlässige Ergebnisse zeitigen konnte.

Georg von Wyß als Geschichtsforscher.

2)

Wie viel Georg von Wyß zur Bekanntmachung und Würdigung unserer Geschichtsquellen und damit zur sicheren Erkenntnis unserer Geschichte beigetragen hat, läßt sich in einer kurzen Skizze kaum sagen. Auf seinen Antrag wandte sich 1854 die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz neben der schon früher begonnenen Bearbeitung von Regestenwerken auch der Herausgabe von Chroniken und ähnlichen Werken zu und eröffnete damit ihrer Thätigkeit ein Arbeitsfeld, auf dem sie reiche Frucht erntete. Er selber gab in ihren Veröffentlichungen eine Reihe von einschlagenden Arbeiten heraus: zuerst die lebenswarme Chronik des Minderbruders Johannes von Winterthur über die erste Hälfte des 14. Jahrh. (1856); sodann das Urbarbuch der Grafen von Kyburg aus der Mitte des 13. Jahrh. (1858); ferner, gemeinsam mit Hermann Wartmann, die bedeutame Beschreibung der Schweiz durch den Zürcher Konrad Türst, den Leibarzt des Kaisers Maximilian, begleitet von Türsts Karte der Eidgenossenschaft, der ältesten Schweizer Karte, die überhaupt existiert (1884). Auch die als Manuskript gedruckte Chronik des weißen Buches im Archiv Obwalden (1856) mit ihrer so merkwürdigen Erzählung der Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft ist hier anzuschließen.*)

Ueber andere Quellenwerke veröffentlichte er höchst bemerkenswerte Abhandlungen, so über eine Zürcher

Chronik aus dem 15. Jahrh. und ihren Schlachtbericht von Sempach (1862), in der er zur Winkelriedfrage Stellung nahm, über die Antiquitates monasterii Einsiedlensis und den liber Heremi (1885). Dahin gehört auch die Abhandlung über die eigenhändige Handschrift der eidg. Chronik des Megidius Tschudi, die Salomon Bögelin für das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1889 hätte schreiben sollen und die Wyß nach den ihm von dem totkranken Gelehrten übergebenen Materialien verfaßte; ganz zu schweigen von der großen Zahl kleinerer Beiträge und Mitteilungen, die in dem gemeinsam mit Ferd. Keller und anderen redigierten „Anzeiger für Schweiz. Geschichte und Altertumskunde“ sowie in den beiden andern Anzeigern, die sich an diesen angeschlossen, erschienen sind.

Auch in seiner akademischen Wirksamkeit gelangte diese Richtung seiner Studien zum Ausdruck. Wohl die beste seiner Vorlesungen war die über die Literatur zur Schweizergeschichte, d. h. über die literarischen Erzeugnisse früherer Zeiten, aus denen die Kenntnis unserer Geschichte fließt; und zwar gelangte in ihr auch die neuere Zeit, vornehmlich das 16. Jahrh. zur einläßlichen Berücksichtigung. Es war zugleich diejenige Vorlesung, mit der sich Wyß am liebsten beschäftigte. Mancher seiner Verehrer hat bedauert, daß er nie dazu kam, sie im Druck heraus zu geben. Dem Vernehmen nach soll es nun nach seinem Tode geschehen. Wir begrüßen den Gedanken aufs Angelegentlichste. Dürfen wir an ihn noch einen Wunsch knüpfen, so wäre es der, daß auch die sorgfältig ausgearbeiteten Stammbäume der schweizerischen Dynastengeschlechter des 12.—15. Jahrhunderts Gemeingut unserer Geschichtsbeflissenen werden möchten.

Eine Fortsetzung dieser Thätigkeit bildeten seine Bemühungen für das Urkundenbuch von Stadt und Landschaft Zürich, sowie für das von der antiquarischen

Gesellschaft herausgegebene und mit dem Namen Freis Staubs so enge verknüpfte schweizerische Idiotikon.

Fortschritte in der Kenntnis historischer Vorgänge und Entwicklungen sind undenkbar, wenn sie nicht von einer gefunden Quellenforschung ausgehen. Umgekehrt bildet eine solche die ausschließliche Grundlage für eine Geschichtsschreibung, die, soweit überhaupt möglich ist, nur dem wirklich Geschehenen zum Ausdruck verhelfen soll. Was uns Wyß auf dem Gebiet der Darstellung geschenkt hat, sind inhaltlich nicht gerade umfassende Arbeiten, aber dafür um so reifere und abgerundete. Wie die quellenkritischen Arbeiten und seine Editionen gelten auch seine darstellenden zunächst meist dem engern Zeitraum vom 12. bis zum 15. oder bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Ganz besonders zog ihn die Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft immer wieder an. Seine Schrift über die Geschichte der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden in den Jahren 1212—1315 (1858) bildet nach sachkundigem Urteil immer noch eine der besten Darstellungen der Entstehung der Eidgenossenschaft. Den nämlichen zeitlichen Grenzen gehört die Arbeit über Graf Werner von Homberg an (1860). Als die Bundesfeier vom Jahre 1891 neuerdings wieder das allgemeine Interesse an dem Gegenstand wachrief, schien Niemand würdiger, von den Bundesbehörden mit der Abfassung der offiziellen Festschrift betraut zu werden als der Altmeister schweizerischer Geschichtsforschung. Wyß lehnte mit Rücksicht auf die kurze Frist ab, übernahm jedoch im Tausch mit dem an seiner Stelle bestimmten Verfasser die Festrede bei der Bundesfeier der eidg. polytechnischen Schule und der Hochschule Zürich und kam im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich für '892: „das Reichsland Uri 1218—1281“ nochmals auf den Gegenstand zurück.

Die speziell zürcherischen Gegenstände umspannen einen größeren Zeitraum und reichen von Karl dem

Großen bis zum 50jährigen Jubiläum der zürcherischen Hochschule. Hier sind außer der Familie Manesß und den betreffenden Abschnitten der Geschichte der Abtei Zürich zu nennen „Kaiser Karls des Großen Bild am Grossmünster“ (1861), der feine und abgerundete Vortrag „Zürich am Ausgange des 13. Jahrhunderts (1878)“, die eingehende Geschichte Zürichs im 13. Jahrh. im 2. Band der Neuauflage von S. Bögelins Altem Zürich, den er mit einigen Freunden herausgab (1890), die Vorträge vor der Gesellschaft der Böcke, die zum Besten gehören was er geschrieben hat, die Biographie Josias Simmlers (1859) und die Geschichte der Hochschule Zürich (1883). Vortrefflich ist besonders die letztgenannte Schrift. Die Schicksale der Anstalt, die in deren folgenschwersten Zeiten zugleich auch die des zürcherischen Staatswesens waren, werden mit einem Takt, einer Feinheit und einer sorgfältig abwägenden Verteilung von Licht und Schatten geschildert, wie es nur ihm möglich war. Und doch hatte die Arbeit gerade ihm schwerer als jedem anderen fallen müssen. Ober Gegenstände, die in Zürich aufbewahrt werden, bildeten wenigstens die Veranlassung, so für die Neujahrsblätter der Stadtbibliothek für 1859, 1866 und 1869: „die Geschenke Papst Julius II an die Eidgenossen“, „eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich“ und „Herzog Heinrich von Rohan“.

Ganz besonderer Erwähnung verdient schließlich seine Beteiligung an dem großen Unternehmen der Allgem. deutschen Biographie. Alle die Schweiz betreffenden Artikel gingen durch seine Hand und eine große Zahl derselben und zwar der gehaltvollsten — wir verweisen z. B. auf diejenigen über die Zähringer — entstammen seiner Feder.

* * *

Georg von Wyß als Geschichtsforscher.

5)

Zur Hilfe mit Rat und That war Wyß unermülich bereit; wer aus den Vorworten unserer historischen Schriften aus den letzten Jahrzehnten alle Stellen zusammensuchen wollte, in denen dem stets auskunftsbereiten Manne der Dank der Verfasser gezollt wird, der würde außerordentlich überrascht sein über die große Zahl der Werke, zu denen Wyß schätzenswerte Bemerkungen und Ratschläge und kleinere oder größere Beiträge beigezeichnet, oder deren Entstehen er in allen Stadien teilnahmsvoll verfolgt, ja sogar deren Manuskript er durchgesehen, begutachtet und verbessert hat. Solche Hilfe bedeutete für ihn einen ganz bedeutenden Zeitaufwand; trotzdem entzog er sich ihr nie; ja, in seiner Bescheidenheit that er sich nicht einmal etwas auf sie zu gute. Das Persönliche seines Einflusses empfanden schon seine Schüler, selbst wenn es ihnen vielleicht noch nicht zum vollen Bewußtsein gelangen mochte. Sein Vortrag war nicht gerade fesselnd, er riß den Hörer nicht mit sich fort, blendete ihn nicht durch überraschende und sprühende Gedanken; die Darstellung, die sich enge an das sorgfältig angelegte Geste lehnte, war schlicht und einfach, beherrschte von der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, aber klar und getragen von innerer Wärme. In irgend einer Richtung über den inhaltlich gegebenen Rahmen hinaus auf jene Zuhörer einwirken zu wollen, politisch oder religiös, lag ihm ganz ferne. Der Zeitraum, für den man das am allermeisten hätte von ihm erwarten können, wenigstens wenn man nur seinen Standpunkt und nicht sein ganzes Wesen kannte, das Reformationszeitalter, kam im Verlauf seiner Vorlesungen nicht zum Worte. Wohl äußerte er Ansichten und Uebersetzungen über menschliche und göttliche Dinge; allein das kam so schlicht und anspruchslos heraus, daß es

selbst bei anders denkenden nicht nur keinen Widerspruch erweckte, sondern dazu beitrug, die Hochachtung vor seiner geschlossenen und einheitlichen Persönlichkeit zu heben. In den Uebungen griff er vielleicht öfter als notwendig war in die Erklärung oder in den Gang der Untersuchung ein, aber das war lediglich die Folge seiner liebenswürdigen Bereitwilligkeit, den Studierenden die Schwierigkeiten zu ebnen. Und wie unermülich war er, wenn es sich darum handelte, ihnen Rat und Aufschluß zu erteilen, oder Hilfsmittel an die Hand zu geben! Gerade daraus entstanden die engern persönlichen Beziehungen, die seine Schüler — und als solche bekennen sich freudig weitans die meisten der in Aemtern irgend welcher Art stehenden schweizerischen Historiker — über die Zeit des Hochschulstudiums hinaus mit ihm verbanden und die dann in den Versammlungen der schweiz. geschichtsforschenden Gesellschaft erst recht fest geknüpft wurden.

Ja, die „Geschichtsforschende!“ Dort muß man mit ihm verkehrt, seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit erfahren haben, durch welche die innere Bedeutung des Mannes stets wieder hindurchleuchtete — dann erst begreift man die ehrwürdige, fast patriarchalische Stellung, die er inne hatte und die sich für alle Beteiligten ganz von selbst verstand, und die allgemeine Verehrung, die die älteren wie die jüngern Mitglieder ihm entgegenbrachten. Die Verhandlungen leitete er mit seinem Takte und einem bemerkenswerten diplomatischen Geschick, das auch die häufigen ausländischen Gäste bewunderten. Von der Eröffnung der Versammlungen bis zu den Tischreden standen die Teilnehmer beständig unter dem Eindruck einer eben so unangewandten als geistvollen Leitung. Wie verstand er es, in den gehaltvollen Eröffnungsreden die Entwicklung der Gesellschaft und den Gang ihrer Unternehmungen zu skizzieren, oder ausgehend von einer

Würdigung der literarischen Erscheinungen des verflossenen Jahres auf die Probleme hinzuweisen, die der Forschung zu lösen übrig blieben, oder den Beziehungen des Versammlungsortes zur Landesgeschichte nachzugehen! Und auch seine Tischreden, in denen er sich mit rücksichtslosem, aber doch nie verlegendem Freimuth der Betrachtung der politischen Angelegenheiten zuwenden konnte, verfehlten nie ihres Eindruckes. Als Wyß 1854 zum Vorsitz berufen wurde, war er der zweite ständige Präsident. Nach dem Rücktritt J. C. Zellwegers, des Gründers der Gesellschaft und ersten Vorsitzenden, hatte die Leitung einige Jahre lang regelmäßig gewechselt, bis sie auf W. überging und nun fast 40 Jahre in seinen Händen blieb. Niemand wird sich wundern, daß er der Gesellschaft ein ganz bestimmtes Gepräge aufdrückte. Ihm ganz vorzugsweise ist es zu verdanken, wenn sie in dieser langen Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen hat und wenn von ihren Versammlungen aus so mancher fruchtbare Anstoß zur Ausdehnung und Vertiefung der wissenschaftlichen Thätigkeit ihrer Mitglieder und damit der einzelnen kantonalen und Orts-Gesellschaften ausgegangen ist. Die Bestrebungen der historischen Vereine der Schweiz genießen im Auslande eines guten und zuverlässigen Namens. Wir freuen uns aufrichtig darüber und werden uns stets bewußt bleiben, wie viel hievon dem Manne zukommt, der gerade auch im Auslande mit Recht als der berufene Vertreter dieser Bestrebungen hohe Anerkennung gefunden hat.

Seit dem Herbst 1892 beschäftigten sich die Gedanken seiner Freunde und Verehrer häufig mit dem Verstorbenen. Eine schwere Erkrankung hatte ihn befallen und nur langsam wieder von ihm abgelassen. Sein 78. Geburtstag zeitigte den schweren Entschluß in ihm, das Lehramt niederlegen. Es folgten schöne Tage: zunächst die Feier der 50 jährigen Ver-

einigung mit der Gattin; dann kamen jene unvergeßlichen Stunden, da auf dem Abschiedsfeste, das die Fakultät ihm zu Ehren veranstaltete, der Geseierte, umgeben von zahlreichen Freunden, Kollegen und Schülern und soeben zum professor honorarius ernannt, in einem Rückblick auf seinen Lebensweg der Vorsehung dafür dankte, daß dieser Weg ihn zur Geschichte geführt hatte; und da er seiner Freude Ausdruck gab, den vor ihm liegenden Lebensabend dem geistigen Genuß hervorragender Werke der Geschichtsschreibung, der Werke eines Ranke, Jakob Burckhardt und anderer widmen zu können; dann jene andern Stunden, da er von sackelbeschieneuem Balkon aus der Studentenschaft ein „sursum corda!“ zurief. Noch einmal leitete er in Luzern die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft. Dann trat eine plötzliche Ermattung ein; die Aemter, die er noch hatte, drückten ihn, mehrere legte er nieder; die andern wären wohl bald gefolgt. Krankheit zog in sein Haus, ergriff seine Liebsten und bereitete ihm noch eine schmerzliche Trennung, indem sie den Sohn in den Süden entführte. Da legte auch er sich; nach wenigen Tagen erlöste ihn der Tod und mit ihm auch die schon seit längerer Zeit leidende Gattin.

Den demütigen Sinn des Verstorbenen bezeichnet wohl nichts so tief als jenes schon in den früheren Artikeln angeführte Wort Christi (Lucas 7, 10), das er als Motto über seine biographischen Aufzeichnungen setzte und das noch wenige Wochen vor seinem Tode dem Verfasser dieses Artikels aus einem Briefe entgegenklang:

„Also auch ihr, wenn ihr alles gethan habet, was euch befohlen war, so saget: wir sind unnütze Knechte; denn wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren.“ An uns aber möge sich das Wort erfüllen: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen.“

H. E.

Ots.

Fr.

Kapitalres.



Mit tiefem Schmerz zeigen Kinder, Enkel, Geschwister,
Neffen und Nichten an, daß Gott der Allmächtige in der
Nacht auf den 17. Dezember und dem darauf folgenden
Tag in die ewige Heimat abgerufen hat

Herr Professor Georg v. Wyss

im 78. Altersjahr und dessen Gattin

Frau Anna Regine v. Wyss,
geb. von Wyß

im 70. Altersjahr.

Marie v. Wyß.

Dr. phil. G. Heinrich v. Wyß und dessen
Gattin Gertrud v. Wyß, geb. Schy u. Kinder
(San Remo, villa Corti).

Friedrich v. Wyß-v. Nostiz gew. Professor
und Familie.

Heinrich David v. Wyß.

Moriz v. Wyß-Meyer, Oberrichter u. Familie.

Sophie v. Wyß, geb. Kündig.

Familie Mousson.

Zürich, den 18. Dezember 1893.

Datum

Georg von Wyß.

I.

In der Dienstagsnummer dieses Blattes haben Sie Ihren Lesern den Hinschied Georgs von Wyß vorläufig mitgeteilt. Den Historiker zu zeichnen, muß ich den Männern vom Fach überlassen, und vielleicht ist dafür eine politische Tageszeitung nicht ganz der richtige Ort. Aber Georg von Wyß war ein so edler Charakter und eine so reiche Persönlichkeit, daß es nicht schwer hält, in seinem Wesen und Lebensgang Seiten hervorzubeben, die für weitere Kreise von Interesse sind. Bei einem Manne von solcher Bedeutung ist es besonders wertvoll, in den Studien- und Entwicklungsgang einen Einblick zu gewinnen. Durch das freundliche Entgegenkommen der Familie des Verstorbenen bin ich in der glücklichen Lage, die hiefür nötigen Angaben einem von ihm selbst im Jahr 1879 verfaßten curriculum vitae zu entnehmen. In Zürich am 31. März 1816 geboren, trat er mit 8 Jahren in die Bürgerschule (Lateinschule) seiner Vaterstadt, aber schon 1825 in das Erziehungsinstitut auf Schloß Lenzburg ein, das Christian Lippe, gewesener Lehrer bei Fellenberg in Hofwyl, leitete. Von 1828 bis 33 besuchte er nach einander die obere Wüger- (Gehelren-)schule, das collegium humanitatis, die unterste Klasse des Carolinums und die oberste Klasse des damals begründeten Gymnasiums, alle diese Schulen in Zürich. Bei F. C. Weiß, H. Bremi, U. Fäsi, Sal. Vögelin, Fr. S. Ulrich und J. C. Drelli empfing er Unterricht in den klassischen Sprachen, bei H. Escher in der Geschichte, bei L. Eitmüller in der deutschen Sprache und Litteratur, bei J. Horner und J. L. Raabe in der Mathematik und hörte 1832 und 33 zugleich auch mathematische Vorlesungen bei R. H. Gräffe am technischen Institute.

Im Jahre 1834 als Studierender der philosophischen Fakultät an der Hochschule Zürich immatrikuliert, setzte er seine Studien teilweise bei den nämlichen Lehrern fort, hörte auch philosophische Fächer bei Bobrik, Encyclopädie der Rechtswissenschaft bei v. Böm, Chemie bei Böwig, betrieb aber vorzüglich Physik bei Prof. A. Mousson und Mathematik bei Raabe, „als seine Lieblingsfächer“, wie er sich selbst ausdrückt. In der Absicht, sich denselben zu widmen, bezog er im Herbst 1835 die Akademie in Genf, wo er im Hause des damaligen Direktors, prof. theol. Munier, väterliche Aufnahme und bei den Proff. Aug. de la Rive, Pascalis, de la Planche, Gautier, Jul. Pictet de la Rive und in Kollegien und einem privatissimum über Geodäsie bei Oberst (nachmals General) Dufour reiche Belehrung und Förderung fand. Insbesondere hatte er das Glück, zu Aug. de la Rive in persönliche Beziehungen zu gelangen, die

ihn auch später noch, bei ganz anderer Laufbahn, in Dankbarkeit und Freundschaft diesem Lehrer, wie seinen Lehrern Mousson und Raabe, verbanden. Als bachelier-ès-sciences von Genf heimgekehrt, bezog er nach kurzem Aufenthalt zu Hause zu Ostern 1838 die Universität Berlin, wo er bei Lejeune-Dirichlet und Jb. Steiner Mathematik, bei Ende Astronomie, bei Ermann jun., Poppendorf und Dove Physik hörte. Von letzterem, insbesondere aber von Steiner auch in persönlichen Belehrung aufgenommen, schloß er sich an diesen enge an und gieng, von dem Lehrer dazu eingeladen, im Sommer 1839 mit Steiner von Berlin nach Paris ab, wo ihn sein Gönner in die Kreise der Mathematiker einführen wollte.

Allein unterwegs, in Bonn, empfing er die Nachricht von schwerer Erkrankung seines greisen Vaters,

a. Bürgermeisters David v. Wyß (d. j.), eilte heim und blieb nun, als der Vater am 18. August 1839 starb, in Zürich bis Mitte Februar 1840, ein Augenzeuge der damaligen politischen Umwälzung des Gemeinwesens. Im Auftrage der naturforschenden Gesellschaft in Zürich sollte er sich hierauf in Göttingen, wohin er sich wandte, mit den von Gauß angeregten magnetischen Beobachtungen vertraut machen, für die man ein Observatorium in Zürich einzurichten beabsichtigte. Durch ein Schreiben der Gesellschaft gut eingeführt, fand er freundliche Aufnahme bei Gauß und Wilhelm Weber, arbeitete unter Dr. Goldschmid auf dem magnetischen Observatorium und empfing im Umgange mit den Docenten Dr. Stern, Dr. Lott, Dr. Müte und dem Mechanikus Meyerstein vielfach anregende Belehrung, sah auch den zu Besuch anwesenden Ctingshausen, „tam aber“, wie er sich selbst ausdrückt, „von dem bisher verfolgten Gedanken, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, innerlich nach und nach zurück, so daß er, nach längerer Reise durch den Harz, Sachsen, Oesterreich und Tirol heimgekehrt, sich zunächst bloß mit Privatstudien in den bisher betriebenen Fächern beschäftigte, als — kurz nach Neujahr 1841 — die politischen Ereignisse in Zürich und der Schweiz und persönliche Beziehungen zu in denselben vorzüglich beteiligten Freunden und Bekannten ihn in eine ganz andere Laufbahn, diejenige der Journalistik und öffentlicher Aemter, zogen.“

Bei der Redaktion des „Beobachter aus der Westschweiz“ unter Dr. J. C. Bluntschli und der „Zürcher Blätter“ unter Regierungsrat Eduard Sulzer beteiligt, unter letzterem Volontär auf der Finanzkanzlei, wurde er im Juni 1841 zum dritten Sekretär des Großen Rates, Ende 1842 zum zweiten Staatschreiber ernannt. Im Sommer 1847, bei Ablauf seiner Amtsdauer und gleichzeitigem Rücktritt seines Vorgesetzten und Freundes, des ersten Staatschreibers Hottinger, in Folge des Wyß unglücklichen Einflusses Alfred Eschers weder gefördert, noch auch nur wieder gewählt, trat er in den

Privatstand zurück. In seinen Aufzeichnungen erklärt Wyß seine Nichtberücksichtigung bei der Besetzung der Staatschreiberstelle in seiner die Personen schonenden, des Historikers würdigen Weise damit, „weil die schweizerischen Ereignisse von 1845 eine neue Umwälzung in Zürich und ganz veränderte Besetzung des Regierungsrates herbeigeführt hatten.“

Schon seit 1840 hatte er sich mit historischen Studien beschäftigt, im Oktober dieses Jahres beteiligte er sich bei der Gründung der Allg. Geschichtsforschenden Gesellschaft, auch in die Antiquarische Gesellschaft in Zürich trat er ein und widmete sich nun dem Studium der Schweizergeschichte in eingehender Weise. Er wurde Gehilfe von Professor J. J. Hottinger bei der Redaktion des „Archives für Schweizergeschichte“, führte nach einigen Jahren diese selbstständig weiter und nahm auch Anteil an den Arbeiten der Antiquarischen Gesellschaft. Vorzüglich anregend wurden für ihn, nach seiner eigenen Aussage, der Umgang mit Dr. F. Keller, das Studium von Stälin's Württembergischer Geschichte, und ein gemeinschaftlicher Besuch, den Stälin und Böhmer im Oktober 1849 in Zürich machten. Von Freunden dazu ermuntert, bewarb er sich im Frühjahr 1850 um die *venia docendi* an der philosophischen Fakultät der Hochschule in Zürich und erhielt diese auf Grund einer am 16. März 1850 gehaltenen Probevorlesung: „Ueber das römische Helvetien“ (abgedruckt mit Erweiterungen im „Archiv f. Schw. G.“ Bb. VII, 1851.) Hiemit trat er nun doch in die akademische Laufbahn.

Hatten wir hier in der Beschreibung des äußeren

Lebensganges Georgs v. Wyß für einen Augenblick inne. Wie deutlich läßt sich für den, der sehen will, in diesem Leben die göttliche Führung erkennen. Dies war auch die Auffassung des Verstorbenen, denn, anlässlich der Feier seiner goldenen Hochzeit am 9. Mai dieses Jahres, schrieb er mir: „Gottes Hilfe hält aufrecht und auf sie, um die wir täglich bitten, setzen wir unser Vertrauen.“

Es erübrigt mir, in einem zweiten Artikel auf die weitere Wirksamkeit Georgs v. Wyß einzutreten, und so weit es im Vorstehenden noch nicht geschehen ist, den Versuch einer Charakteristik zu wagen.

Fr.

Schuld.

Datum

rest

Ots.

Fr.

Ots.

Fr.

Ots.

Fr.

Georg von Wyl.

II.

Der äußere Lebensgang Georgs von Wyl war im weitern, in gedrängter Kürze dargestellt, folgender: 1850 bis 58 Privatdocent, erhielt er am 14. Juli 1857 von der philosophischen Fakultät das Doktordiplom honoris causa; am 3. Januar 1858 Titel und Rang eines Extraordinarius, am 3. Januar 1864 die Ernennung zum Professor der Schweizergeschichte; am 3. August 1865 das Diplom eines Ehrendoktors der Universität Wien, bei Anlaß ihres Stiftungsjubiläums; am 26. März 1870 Titel und Rang eines Ordinarius der Universität Zürich, am 23. Juni 1875 das Diplom eines korrespondierenden Mitgliedes der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. — Oftern 1872/74 bekleidete er das Rektorat der Hochschule Zürich und hatte in dieser Stellung die Ehre, sie, und als erwählter Sprecher für die drei Hochschulen der deutschen Schweiz, Basel, Bern und Zürich, diese insgesamt am 1. Mai 1872 beim Stiftungsfeste der Hochschule Straßburg amtlich zu vertreten. 1880 wurde er von der historischen Kommission in München zum Mitglied ernannt, 1886 von der Akademie dasselbst zum auswärtigen Mitglied. Auf die Jubiläumssfeier der Hochschule Zürich 1883 verfaßte er als Festschrift die Geschichte der Anstalt in den Jahren 1833 bis 1883, und an der Bundesfeier der beiden hohen Schulen in Zürich am 25. Juli 1891 hielt er die Festrede.

An den öffentlichen Angelegenheiten des Kantons und der Stadt Zürich nahm er Teil als Mitglied des Großen Rates, nachher Kantonsrates von 1848 bis 1883, des Großen Stadtrates von 1844 bis 1880, vor 1866 von der Kunst zu Schuhmachern, nachher von der Bürgerschaft gewählt, und in verschiedenen andern städtischen Behörden, z. B. 1851 bis 1859 im Schulrat, in den 60er Jahren in der Waisenhauspflege. Im Großen Stadtrat nahm er eine hervorragende Stellung ein; wiederholt, z. B. 1851 und 1863 war er Präsident der Rechnungsprüfungskommission. Aus den auf der Stadtkanzlei aufbewahrten Protokollbüchern geht hervor, daß er in diesen Jahren in bedeutendem Maße in den städtischen Behörden thätig war und das volle Vertrauen der Bürgerschaft besaß. Gleich das erste Mal, als die Mitglieder des Großen Stadtrates nicht mehr von den Zünften, sondern von der Gesamt-Bürgerschaft gewählt wurden, erhielt er die zweitgrößte Stimmenzahl.

In freierer Weise hat er seiner Vaterstadt gedient durch seine Arbeit an der Stadtbibliothek Zürich. 1841 trat er als Aktuar des Konventes in die Verwaltung des Institutes ein, im folgenden Jahre wurde er Mitglied des Konventes und 1869 Präsident dieses Kollegiums, sowie der Bibliotheksgesellschaft. In dieser

Stellung verblieb er bis zum 3. November des laufenden Jahres, an welchem Tage die Stadtbibliotheksgesellschaft mit größtem Bedauern ihm die erbetene Entlassung erteilte. Es läßt sich denken, daß ein Mann von den Gaben und der Pflichttreue Wyl in diesem Zeitraum in ungewöhnlicher Weise mit der Anstalt verwich und ihr dadurch unschätzbaren Nutzen brachte. Die Stadtbibliotheksgesellschaft hat denn auch in derselben Sitzung, in der sie vom Rücktritt ihres Präsidenten Kenntnis nahm, beschlossen, ihm ihren warmen Dank durch eine künstlerisch ausgeführte Urkunde zu bezeugen. Der Hinschied des verdienten

Mannes kam jedoch so unerwartet rasch, daß es leider nicht mehr möglich war, ihm dieses Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit zu überreichen.

Von 1854 bis zu seinem Tode war Georg von Wyl Präsident der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Wie ernst er seine diesbezüglichen Obliegenheiten nahm, geht schon daraus hervor, daß er dieselben zu seinen „Dienstpflichten“ rechnete.

Als in den 60er und 70er Jahren der schweizerische Radikalismus stets frecher auftrat und versuchte, die Träger der konservativen Ueberzeugungen vollständig an die Wand zu drücken, da stellte Georg von Wyl trotz vorgerückten Alters seine Arbeitskraft und sein Ansehen bereitwillig in den Dienst der konservativen Partei. Von 1876 bis 1886 bekleidete er das Präsidium der Sektion Zürich des Eidgenössischen Vereins. So ist es ein außergewöhnlich reiches Leben gewesen, das ich dem Leser in Vorstehendem in kurzen Zügen entwerfen durfte.

Die Berechtigung zum Versuch eines Charakterbildes des Verstorbenen leitet der Schreiber dieser Zeilen davon her, daß seine Beziehungen zu Georg von Wyl dreierlei Art waren. Wyl war ein Freund meines ihm im Alter nahestehenden, aber 24 Jahre vor ihm verstorbenen Vaters und beehrte und erfreute mich wohl mit aus diesem Grunde mit seinem herzlichem Wohlwollen, sodann hatte ich seit einer Reihe von Jahren in Angelegenheiten der Züricher Stadtbibliothek oft mit ihm zu verkehren und endlich verehrte ich ihn als politischen Führer. Aus diesem Verkehre ergibt sich für mich folgendes Charakterbild des teuren Mannes.

Dieserjenigen, die Georg von Wyl gekannt haben, bezeugen übereinstimmend, daß es außer den hervorragenden Gaben des Verstandes die Einheit und Befriedetheit seines ganzen Wesens war, was zu ihm hinzog. Die Quelle dieser Eigenschaften war seine Stellung zu Gott. Unter das in diesen Artikeln mehrfach benutzte, übrigens sehr gedrängt gehaltene curriculum vitae hat Wyl das Citat gesetzt: „Luc. XVII, 10: „Also auch ihr, wann ihr Alles gethan habt, was euch befohlen war, so saget: Wir sind unnütze Knechte; denn wir haben gethan, was wir schuldig waren zu thun.“ Daraus und überdies aus seinem

Leben geht hervor, daß er sich seinem Gott verant-
wortlich wußte, fortwährend an sich selbst arbeitete
und Gottes Arbeit an ihm stille hielt. Daher die
Festigkeit seiner Ueberzeugungen verbunden mit großer
persönlicher Bescheidenheit, daher aber auch sein Wohl-
wollen und sein mildes Urtheil über Andere. Daher
sein buchstäblich bis in die letzten Wochen seines
Lebens geübtes, gewissenhaftes Auskaufen der Zeit und
daher das Vertrauen, daß Gott auch im Alter und
bis über den Tod hinaus ihn halten werde. Aller-
dings hat er noch im Frühjahr dieses Jahres gehofft,
wie er sich mir gegenüber ausdrückte, „eine Thätig-
keit, die Genuß ist, für die mir seit Jahren vorge-
zeichneten Aufgaben noch einige Zeit hindurch fort-
setzen zu können“, aber auch hierin stellte er auf die
Gnade Gottes ab. Uebrigens spiegelte sich sein In-
nenleben auf seinem Antlitze wieder, das von an-
strengender Geistesarbeit, wie von großer Reinheit
und Freundlichkeit der Gesinnung Zeugnis ablegte.

Zum Schluß noch einige Worte von dem Politiker.
Ich denke dabei nicht an denjenigen der 40er, sondern
an den konservativen Führer der 70er und 80er Jahre.
Wie war es möglich, daß eine, zwar unzweifelhaft
charakterfeste, aber doch sehr milde Persönlichkeit wie
Georg von Wyß Parteiführer wurde? Die Antwort
lautet ganz einfach: aus Pflichtgefühl. Wyß wäre
nicht er gewesen, wenn er nicht eingesehen hätte, daß
in der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten sehr
wichtige Interessen, auch sittlicher und religiöser Art,
auf dem Spiele stehen. Für eine Partei, die darauf
ausgeht, Machtpolitik zu treiben, wäre er nicht zu
haben gewesen. Auch in den Dienst blos eines po-
litischen Systems oder einer Gesellschaftsordnung hätte
er sich in diesen Jahren wohl nicht mehr gestellt, aber
für Schule und Kirche, Recht und Billigkeit mit dem
ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit in wirklich kon-
servativem Sinne einzustehen, dafür ließ er sich keine
Mühe und Arbeit verdrießen.

Der Vaterstadt und dem Vaterlande können wir
nichts besseres wünschen, als daß es ihnen nie an so
hochbegabten und zugleich so edeln Männern gebreche,
wie Georg von Wyß einer war. H.-B.

4K 775^o † Georg von Wyß.

Wer die letzten Versammlungen der geschichts-
forschenden Gesellschaft der Schweiz besuchte,
konnte nicht genug den rüstigen Sinn jener ehr-
würdigen Männer bewundern, die, dem Anfang
des Jahrhunderts entstammend, immerfort durch
ihr Beispiel die Spätergeborenen anfeuertem.
Allen voran leuchtete jenseiten die ebenso aus-
drucksvolle als gewinnende Gestalt des Altmeisters
Georg von Wyß.

Wer ihn gekannt, ja nur gesehen, wird ihn
nie vergessen können. Ich weiß nicht, welche
Tugend er im höchsten Maße besaß: reine
Herzensgüte, aufopfernder Sinn, rührende Be-
scheidenheit, alles war ihm gleich eigen. So
mußte er, mit herrlichen Geistesgaben ausge-
stattet, den Seinen der beste Gatte und Vater,
seiner Heimat, an der er mit allen Fasern hing,
der treueste Sohn sein.

Ein ritterlicher Zug verlieh ihm jenen Edel-
mut, wie er heute fast ganz geschwunden; noch
in seinen letzten Jahren und Monaten trat er
ein, um die angefochtene Ehre der guten Königin
Bertha als ihr Kämpfe zu verteidigen mit dem
Schwerte des Geistes; so nahm er noch kürzlich
den verdienten Regidius Tschudi gegen schwere
Anlagen in Schutz. Wenn einer, so war er
erfüllt vom Gefühl der Gewissenhaftigkeit und
von Pflichtbewußtsein. Zu seiner Freude gönnte
er sich wenig; riesen ihn aber zum Beispiel
Vorstandsgeschäfte der Rettungsanstalt Wächtern
nach Bern, oder galt es einem Verwandten das
letzte Geleite zu geben, so scheute er keine Mühe
und Beschwerde.

Und bei all diesem, welch' ächter gediegener
Humor! Im engern Kreise der „Schneegen“
oder unter den Seinen ließ er es sich nicht

nehmen, einen Scherz in munteren Reimen zu
besingen.

Wie gehaltvoll, wie gemüthvoll sind alle
seine Briefe! Mochten sie noch so Gelehrtes ent-
halten, er wußte sie durch Beigaben so zu
wenden und zu gestalten, daß ihr Lesen einen
eigentlichen Genuß gewährt.

Alle seine Eigenschaften standen in schönster
Harmonie. Ueber ihnen allen thronte sein
frommer christlicher Glaube, den ganzen Menschen
krönend und adelnd.

Georg von Wyß hat sich nicht in seiner
Wissenschaft vergraben. Er sah und fühlte,
was um ihn vorging. Er ergab sich gern dem
Zauber der Natur; mit Vorliebe brachte er im
Herbste in der Familie seines Freundes Willemin

am Genfersee einige Tage zu. Er trat auch einmal in die Dienste des Staates und hat lange dem zürcherischen Kantonsrat angehört; im eidgenössischen Verein genossen seine tief durchdachten Voten großes Ansehen. Aber sein Feld war die Politik nicht, und die radikalen Gegner waren mit Erfolg bemüht, ihn daraus zu vertreiben. Sie nannten dies später „die ruhige Pflege der Wissenschaft dem Getriebe des öffentlichen Lebens vorziehen“. Trotzdem bewahrte er letztem seine Aufmerksamkeit nicht nur, sondern seine ganze innige Teilnahme. Kaum mag ein Zürcherherz mehr als das seine erregt worden sein, als die Stadtvereinigung zu stande kam. Er konnte darin nur einen unglücklichen Beschluß sehen.

Den größten Namen vor der Welt hat er sich als Geschichtsforscher gemacht. Dazu befähigte ihn ein ebenso gründlicher, als pietätvoller Sinn. Als Historiker genoss er deshalb weit und breit geradezu maßgebendes Ansehen. „Alle wissen nichts, nur Georg von Wyß lasse ich gelten“ hörte ich einst einen erzürnten Fachgenossen ausrufen. So war er Mitglied und Ehrenmitglied zahlloser gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes, bis vor kurzem der einzige Schweizer in der kgl. bairischen Akademie der Wissenschaften, „zufälligerweise“, sagte er, „weil ich gerade Präsident der Allg. Geschichtsforschenden Gesellschaft bin.“ Fast vierzig Jahre hat er dieser vorgestanden, so mustergültig und fein, daß sein Nachfolger eine schwere Stellung haben wird. Mit welchem Takte wußte er die verschiedensten Elemente nicht nur bei einander zu halten, sondern zu verbinden! Als vor zwei Jahren bei einer Versammlung ein Scharmützel zwischen Zürich und Bern drohte, ergriff er sofort das Wort; er erzählte von seiner Jugend, da er ein halber Berner gewesen, und wußte so von den beiden Stämmen zu sprechen, daß die See sich gleich wieder glättete. Es war ihm ebenso leicht, sich deutsch und französisch auszudrücken; er konnte allen Anforderungen des Stoffes und des Ortes gewachsen sein. Die letzten Jahre, als so viele seiner Gefährten zur großen Armee zogen, mochte er sich vereinsamer fühlen; oft schien er geradezu Abschied zu nehmen, als ob nun auch an ihm die Reihe sei. In seiner letzten Rede dachte er nicht an sich, sondern an sein geliebtes, von stürmischer Zukunft bedrohtes Vaterland.

In den Tagen der heiligen Allianz, am 31. März 1816, wurde Georg von Wyß geboren. Seine Mutter, Anna Barbara Bürkli vom Tiefenhof, starb wenige Tage nach der Geburt. Sein Vater, der verdiente Bürgermeister David von Wyß, stand damals im Zenith seiner

Tätigkeit. Die Regelung der Bistumsverhältnisse, die saboyische Frage und anderes stand im Vordergrund. Auch die Berner Tagsatzung von 1817 hatte sich damit zu beschäftigen. Wyß brachte von ihr nicht nur leidige Akten heim, sondern auch einen Ersatz für seine geliebte Gattin: sein politischer Freund, der Schultheiß v. a. Mülinen, ward sein Schwiegervater. Der neue eheliche Bund war ein gesegneteter. Die Bernerin wurde eine glückliche und glückbringende Gattin und Mutter. In Hilterfingen waren sie getraut worden; in der nahen Chartreuse, wo ein behagliches, gastliches Leben herrschte, wo bald die Königin Hortense, bald ein Gelehrter, wie der Freiherr von Laxberg eintraf, verbrachte der junge Georg mit seinem jüngern Brüdlein, dem Herrn Professor Friedrich von Wyß, oft die schöne Ferienzeit. Die dort in der schattigen Laube prangenden Strophen, die Wurtembergers gebichtet und Aleri geglättet, machten ihm großen Eindruck. Noch vor zwei, drei Jahren sprach er einmal bei mir am Tische davon und fing an: Der Sänger von Strättlingen baute dies Haus, Die Stammburg ist jenseits zu schauen, Gar rühmlich erprobet in Minne und Strauß, Willkommen bei Rittern und Frauen, Er hielt ein Großes auf Vieder und Wein Sah mutig ins stürmische Leben hinein . . .

(Schluß folgt.)

L. K. 775 Georg von Wyß.

(Schluß.)

Nachdem sich der junge Mann in Genf die Kenntnis des Französischen angeeignet, ergriff er den Wanderkaß, um in Göttingen und Berlin Physik zu studieren. Aber nach Zürich heimgekommen, gab er diese Wissenschaft wieder auf; erfüllt vom politischen Sinn des Vaters und Großvaters, die beide nun gestorben, bewarb er sich um das Staatssekretariat, das er von 1843 bis 1847 bekleidete. 1843 begründete er auch seinen Hausstand, indem er Fräulein Anna Regina von Wyß heimführte, die ihm fünfzig Jahre hindurch eine hingebende, treue Begleiterin gewesen ist.

Als Staatschreiber machte er sich mit der Vergangenheit seines Vaterlandes vertraut; mehr und mehr liebte er die historische Beschäftigung, bis er, als die politische Umwandlung erfolgte, die ihn aus seiner Stellung vertrieb, als gewiegter Geschichtsforscher dastand. Die Hochschule von Zürich gewährete ihm ein neues, sichereres Heim. Als Privatdozent, außerordentlicher, seit dem Mai 1872 ordentlicher Professor (im gleichen Jahr ward er Rektor) hat er seine geliebte

Schweizergeschichte gelesen, bis seine Kräfte brachen. Als er dies fühlte, nahm er im letzten Frühling seine Entlassung. Er erhielt sie mit dem ungetheilten Ausdruck allgemeiner Hochachtung. „Wenn des Menschen bester Lohn in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung besteht“, schrieben ihm seine Kollegen, „so dürfen Sie dereinst getrost sagen: Non omnis moriar! Wir können Sie nicht ziehen lassen, ohne unsern tiefgefühlten Dank für Ihr segensreiches Wirken

ausgesprochen zu haben. Sie bleiben jedoch auch fürderhin der unserige, und die herzlichsten Wünsche folgen Ihnen. Möge Ihnen noch lange eine milde, freundliche Abendsonne leuchten!“ Gleichzeitig feierte er das Fest der goldenen Hochzeit; es war wirklich, als ob nach so langer Arbeit der verdiente Feierabend eingetroffen sei. Er freute sich namentlich innig seiner Enkelkinder, deren eines seinen Namen trägt. Schneller nahte das Ende, als man vermuten konnte. Die plötzlich notwendig gewordene Abreise des einzigen Sohnes in den warmen Süden brach der schwer erkrankten Gattin das Herz. Er, der alles im Leben mit ihr geteilt, konnte sie im Tode nicht verlassen. Einen Tag nur nach ihr, am 17. Dez., folgte er nach.

Ein kurzes noch über seine Werke, die, wie erwähnt, Muster historischen Sinnes sind. Der Zeit nach gehörte Wyß der ältern Schule an; er hat es jedoch trefflich verstanden, auch das neue sich anzueignen und an der Spitze der Forschung zu stehen. In den „Mitteil. der antiquar. Gesellschaft in Zürich“ erschien 1851 bis 1858 die Geschichte der Abtei zum Fraumünster in Zürich; die „Neujahrsblätter der Stadtbibliothek in Zürich“ enthalten zahlreiche Arbeiten seiner Hand, ebenso die „Allgemeine deutsche Biographie“, der „Anzeiger für Schweiz. Geschichte“, Dr. v. Sybels „Historische Zeitschrift“; er hat die Chronik des „Weißen Buches“, die Chronik des Johann von Winterthur, das Kyburgische Urbar herausgegeben. Brandstetters Repertorium verzeichnet nicht weniger als 169 größere und kleinere Arbeiten. Als Mitglied und Obmann der Gesellschaft der Bände hat er in nicht geringerm Maße sein Wissen in deren Dienst gestellt. Ein vollständiges Verzeichnis all seiner Erzeugnisse wird der „Anzeiger für Schweiz. Geschichte“ bringen.

So reich war sein Leben. Wie konnte ein solcher Mann anderes ernten als herzlichste Liebe und Achtung? Er wird uns, denen er jetzt entrissen ist, in heiligem Andenken bleiben, daß mögen die trauernden Seinen versichert sein. Wir haben alle viel verloren!

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und München.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Richard Otto in München.



Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Georg v. Wyß. (Nachruf.) Von Fr. v. Weech. — Staatspolitik und
Gesellschaftspolitik. II. Von Dr. Georg v. Mayr. — Mittheilungen
und Nachrichten.

Georg v. Wyß.

Unter den Beziehungen, die nach der Trennung der Schweiz vom Deutschen Reich die Jahrhunderte hindurch doch den alten Zusammenhang nicht ganz vergeffen ließen, nimmt die Gemeinsamkeit der Interessen und Arbeiten auf wissenschaftlichem Gebiete den ersten Rang ein, und hier wieder ist es Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, in deren Pflege Deutsche und Schweizer sich oft und mannichfaltig berührten. Als die Schweiz am Grabe ihres hochverdienten Historikers Georg v. Wyß trauerte, stand ihrem Schmerz die Trauer der deutschen Historiker in verständnißvollem Mitgefühl zur Seite. Darum ziemt es auch einem Deutschen, in diesen Blättern, die nicht wenig zur ständigen Aufrechthaltung der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz beigetragen haben, dem Nestor der Schweizer Historiker ein Wort der Erinnerung zu widmen.

Durch seine Abstammung aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter Zürichs, als Sohn des Bürgermeisters David v. Wyß, der, als ihm dieser Sohn, der einzige aus seiner zweiten Ehe mit Barbara Bürkli am 31. März 1816 geboren wurde, auf der Höhe seiner ansehnlichen Wirksamkeit stand, schien Georg für eine politische Thätigkeit in dem heimathlichen Gemeinwesen vorbestimmt zu sein. Aber die ihm angeborne und anerzogene conservative Gesinnung, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien als Redacteur einer konservativen Zeitung, als Präsident eines konservativen Vereins, wie als zweiter Staatschreiber zwar ohne Leidenschaft, aber mit großer Entschiedenheit bethätigte, war mit der politischen Richtung nicht vereinbar, die im Jahre 1844 im Canton Zürich die Oberhand gewann.

Georg v. Wyß wurde weder 1846, wie er es dem Herkommen nach erwarten durfte, zum zweiten Secretär des großen Rathes, noch 1847 zum ersten Staatschreiber befördert, ja sogar nicht wieder zum zweiten Staatschreiber gewählt, sondern seiner Verrichtungen enthoben.

Damit schied er zwar nicht vollständig aus dem politischen Leben aus, denn seine Vaterstadt wählte ihn unmittelbar nachher in den größeren Stadtrath und Ende 1848 auch zu ihrem Vertreter im großen Rath, dem er von da an bis 1883 als Führer der kleinen konservativen Partei Zürichs ohne Unterbrechung angehört hat. Auch gehörte er in den Jahren 1868 und 1869 dem Verfassungsrathe an und wurde in die aus 35 Mitgliedern bestehende Commission gewählt, welcher die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes übertragen ward. Als Leiter der Zürcherischen Section des Eidgenössischen Vereins hielt er, wie auch sonst in seiner öffentlichen Thätigkeit, das conservative Banner hoch und erst mit seinem Eintritt in das 70. Lebensjahr zog er sich von dieser Form der Ausübung politischer Thätigkeit zurück.

Seine Lebensarbeit aber lag auf einem anderen Gebiete. Als Student in Zürich, Berlin und Göttingen hatte Wyß sich mit großem Eifer auf das Studium von Mathematik und Physik verlegt, in Berlin auch noch Vorlesungen über Astronomie besucht und in Göttingen den magnetischen Beobachtungen von Gauß sein besonderes Augenmerk zugewandt, endlich in Genf den Grad eines bachelier des sciences erworben. Aber er gab diesem Studium weder durch ein Examen einen förmlichen Abschluß, noch scheint er ernstlich daran gedacht zu haben, durch Habilitation in einem dieser Fächer eine akademische Wirksamkeit sich zu eröffnen, für welche in Zürich auch kaum die Aussicht auf eine sichere Stelle bestand. An einer anderen Hochschule sein Glück zu versuchen, fühlte er sich gehindert durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, mit der er auf das innigste in seinem ganzen Denken und Fühlen verwachsen war. Hier wirkte sein der dritten Ehe seines Vaters mit Sophie v. Müllinen entstammter jüngerer Bruder Friedrich v. Wyß, der sich der Jurisprudenz zugewendet hatte, hier hatte er auch im Jahre 1843 durch die Verbindung mit seiner Cousine Anna Regina v. Wyß das schönste eheliche Glück gefunden.

Eine Zeit lang noch pflegte er die während seiner Universitätsjahre betriebenen Fächer im Privatstudium, dann aber suchte und fand er einen Ersatz für das ihm versagte ständige und amtliche Wirken im Dienste des Vaterlandes in der Vertiefung in das Studium der Schweizer Geschichte. Schon 1840 war er in die Antiquarische Gesellschaft als Mitglied eingetreten, in welcher er kurze Zeit als Actuar das Protokoll, von 1850 an als Vertreter Ferdinand Kellers das Vicepräsidium führte. In den Schriften dieser Gesellschaft, in deren Sitzungen er während der Jahre 1849 bis 1885 nicht weniger als 43 Vorträge, die sich fast ausnahmslos mit der Geschichte der Schweiz im Mittelalter beschäftigten, hielt, ist auch im 8. Band die aus einer Reihe solcher Vorträge und einigen anderen gelegentlichen Veröffentlichungen entstandene Geschichte der Abtei Zürich, sein umfangreichstes Werk, abgedruckt. Sonst liebte er es, die Früchte seiner Studien in kleineren, für sich abgeschlossenen Untersuchungen und Abhandlungen niederzulegen, die theilweise selbständig, theilweise in verschiedenen Zeitschriften und Publicationen wissenschaftlicher Gesellschaften erschienen sind. Wer auch nur das Register des so nützlichen Schweizergeschichtlichen Repertoriums von J. L. Brandstetter (Basel 1892) auf S. 462 aufschlägt, wird mit Staunen die Fülle von Arbeiten gewahr werden, welche die Geschichte der Schweiz dem Fleiße und Scharfsinn Georg v. Wyß' verdankt. Die Akribie seiner Forschung, die Gründlichkeit in der Ausführung der seinen Ansichten zu Grunde liegenden Beweismittel, die Knappheit und Präcision in der Feststellung der Ergebnisse seiner Untersuchungen verrathen die mathematische Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung.

An anderer Stelle und von berufener Hand wird ohne Zweifel ausführlicher und eingehender als in den bisher erschienenen Nekrologen das unvergängliche Verdienst Georg v. Wyß' um die Geschichte der Eidgenossenschaft dargelegt

werden. Mag es genügen, hier mit Gerold Meyer v. Knonau nur darauf hinzuweisen, daß Wyß der Erste war, der zu einem Urkundenbuch von Zürich die Anregung gab, daß man ihm eine auf gründlichster Kenntniß und feinstem Verständniß beruhende Würdigung der schweizerischen Geschichtsquellen verdankt, daß er zuerst weiteren Kreisen das Verständniß der kritischen Fragen über den Ursprung der Eidgenossenschaft eröffnete.

Bald fühlte Wyß auch das Bedürfnis, das durch sein Studium gewonnene Wissen an der Hochschule seiner Vaterstadt in regelmäßiger Lehrthätigkeit der studirenden Jugend nutzbar zu machen. 1850 habilitirte er sich, aber erst 1858 wurde ihm eine außerordentliche Professur „mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Antiquitäten der Schweiz und mit der Verpflichtung zu Vorlesungen während mindestens fünf wöchentlichen Stunden, jedoch ohne Aussetzung eines Gehaltes“ übertragen. Da schien sich ihm noch im gleichen Jahre die Aussicht zu eröffnen, in eine seinen Fähigkeiten, Kenntnissen und Wünschen in gleichem Maße entsprechende Stellung einzutreten. Durch Gerold Meyer v. Knonau's d. Ae. Tod wurde das Staatsarchivariat erledigt, und Wyß meldete sich alsbald um die ausgeschriebene Stelle. Unbefangene können es nur schwer verstehen, daß Parteigeist und persönliche Rücksichten die Zurückweisung eines in jeder Hinsicht so ausgezeichnet geeigneten Bewerbers herbeiführten. In der That aber wurde nicht nur jetzt, sondern auch, als der 1858 zum Staatsarchivar ernannte Beamte abging, im Jahre 1870 der so wohl begründete Anspruch Georg v. Wyß' auf dieses wichtige Amt nicht berücksichtigt. Und viele Jahre mußten ins Land gehen, bis an der Universität seine eifrige und erfolgreiche Wirksamkeit entsprechende Anerkennung fand. Nachdem er zwölf volle Jahre hindurch mit geradezu kläglichen Gratificationen für seine Lehrthätigkeit sich hatte begnügen müssen, wurde Wyß erst 1870, als in der Cantonsregierung statt der liberalen die den Conservativen, trotz der herrschenden Gegensätze, nicht annähernd so auffällige demokratische Partei ans Ruder kam, zum Ordinarius der Geschichte befördert und sein Gehalt nahezu verdoppelt. Um dies zu erreichen, hatte der verdiente Gelehrte bis zu seinem 55. Lebensjahre warten müssen — ein Gegenstück zu der Raschheit, mit der heutzutage meistens die akademische Laufbahn zurückgelegt wird.

Hand in Hand mit seiner akademischen und literarischen Thätigkeit ging das Wirken Georg v. Wyß' in der 1840 von ihm mitbegründeten Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, in deren Verwaltungsrath er schon 1843 eintrat und deren Präsident er dann während nahezu 40 Jahren war. Die Verdienste dieser Gesellschaft, welche — wie es ihr Name sagt — die ganze Schweiz umfaßt, um die Erforschung der Schweizer Geschichte sind überaus groß. Mit den namhaftesten Historikern der Universitäten und Gymnasien, mit den Archivaren und Bibliothekaren, den Hütern der Geschichtsquellen, vereinigt sich eine stattliche Anzahl von Männern aller Berufsarten aus allen Cantonen der Eidgenossenschaft zu gemeinsamem Wirken. In einer stattlichen Reihe von Bänden sind die Veröffentlichungen dieser Gesellschaft in den Händen der Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde. Durch die jedes Jahr in einem anderen Theile der deutschen und wälschen Schweiz stattfindenden Versammlungen werden immer wieder neue Kreise für die Interessen der Gesellschaft gewonnen und ein lebhaftes Eintreten für deren Ziele in wirksamer Weise hervorgerufen. Aber auch über das nächste Streben der Vereinigung hinaus erweisen sich diese Jahresversammlungen bedeutsam. In einer Zeit politischer und confessioneller Zerklüftung und Befehdung ist es eine überaus wohlthuende Erscheinung, hier Männer der verschiedenen Bekenntnisse und Parteien in einigem Zusammenwirken verbunden zu sehen. Seit

zehn Jahren habe ich als Ehrenmitglied dieser Gesellschaft den meisten ihrer Jahresversammlungen beigewohnt, und nie ist auch nur der Schatten einer Uneinigkeit oder Verstimmung auf die Versammelten gefallen. Und doch waren da neben ausgesprochen liberalen Geistlichen des lutherischen und calvinischen Bekenntnisses die katholischen Priester der Arcantone, die Mönche von Einsiedeln und Engelberg, neben hervorragenden Vertretern der strengsten conservativen Richtung Radicale, die auf dem äußersten linken Flügel ihrer Partei stehen, ja selbst Socialdemokraten anwesend. Die Liebe zum Vaterland, der Eifer für die Erforschung seiner Geschichte, vereinigte alle diese Männer zu einem niemals getrübbten Gottesfrieden.

Daß dieses sich so gestaltet hat, ist nicht das geringste unter den vielen Verdiensten Georgs v. Wyß'. Seine Persönlichkeit, wie kaum eine zweite, war dazu vereinschaftet, in dem Sinne gegenseitiger Achtung die Leitung einer so bunt zusammengesetzten Vereinigung zu handhaben. Auf ihn sahen die einen voll Ehrerbietung, wie die Schüler auf den verehrten Lehrer, die anderen voll Liebe, wie die Kinder auf den theuern Vater, während die immer kleiner werdende Zahl der Altersgenossen in ihm den immer gleich bleibenden zuverlässigen Freund erblickte. Seine Eröffnungsreden, in denen er eine Uebersicht der im vergangenen Jahre erschienenen namhaften Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Schweizer Geschichte zu geben pflegte, der sich eine Mittheilung über die durch den Tod seit der letzten Sitzung dem Verein entrissenen Mitglieder angeschlossen, waren reich an feinen Gedanken und zutreffenden Urtheilen. Die Worte, mit denen er in den öffentlichen Versammlungen den Vortragenden, in den Vereinigungen am Vorabend der Sitzungen jenen, die verschiedene kleinere Mittheilungen machten, den Dank aussprach und, sei es zustimmend, sei es kritisirend, auf die behandelten Themata in Kürze einging, enthielten stets eine Fülle anregender und die Verhandlung fördernder Bemerkungen. Mit der ganzen Urbanität seines Wesens behandelte er bei solchen Anlässen wohl auch eine oder die andere Publication, die da oder dort Anstoß erregt hatte, und ohne ein Haarbreit von dem Pfade wissenschaftlicher Wahrheit abzuweichen, war doch sein irenitisches Urtheil geeignet, eine etwa bestehende oder auftauchende Verstimmung rasch zu beseitigen. Nicht minder unvergeßlich werden den Theilnehmern seine herzwinnenden Tischreden bei dem Bankett, das sich den Verhandlungen anzuschließen pflegt, sein, in denen er über den Kreis der Gesellschaftstractanden hinaus auch politische und sociale Vorgänge in seine Erörterung zog, immer in dem Sinne, Gemeinsames zu betonen, Trennendes mit zarter Hand zu berühren, jede verstimmende Polemik zu vermeiden. Und wie bei diesen Versammlungen, welche mit den Schweizer Historikern und Geschichtsfreunden Ehrenmitglieder aus Deutschland und Frankreich jährlich vereinigten, war Wyß auch in kleineren Versammlungen in der Vaterstadt oder wo sonst Pflicht und Neigung ihn in den Kreis von Mitbürgern führte, der von Allen mit Ehrerbietung und Liebe gehörte Redner, der stets zur rechten Zeit das passende Wort und den richtigen Ton zu finden wußte.

Wer den mittelgroßen Mann, in den letzten Lebensjahren vom Alter etwas gebeugt, mit den unschönen Zügen eines durchfurchten, unverhältnismäßig großen Antlitzes, aus dem aber, sobald er den Mund öffnete, eine gewinnende Liebenswürdigkeit, unterstützt von einem seelenvollen Blicke, sprach, je gesehen, stand alsbald unter dem Eindruck, einer starken, bewußten, in sich gefestigten Persönlichkeit gegenüberzutreten. Mit Recht sagt in seiner kurzen Gedächtnisrede Meyer v. Knonau, daß die Wurzeln dieser geistigen Kraft, die im Verkehre mit Georg v. Wyß

Niemand verkennen konnte, „eine warme Religiosität, ein freudig bezeugter Glaube, ein festes Gottvertrauen und eine unerschütterliche Liebe zum Vaterlande waren“. Aber so war dieser seltene Mann geartet, daß die Festigkeit seiner Ueberzeugungen und die Entschlossenheit, mit welcher er sie bekannte, ihn auch nicht einen Augenblick ungerecht gegen solche machte, die — in ehrlichem Glauben — sich zu Ansichten bekannten, welche den seinigen diametral entgegengesetzt waren. Er brachte — wenn auch vielleicht bekümmert, dem Festhalten an einem Irrthum zu bezeugen — jeder aufrichtigen Ansicht des Gegners die Achtung eines reinen Herzens, in dem kein Falsch war, entgegen.

Ein überaus glückliches Familienleben, eine erfolgreiche und ehrenvolle Lehrthätigkeit, ein literarisches Wirken, dem nie die Anerkennung der Fachgenossen fehlte, die erhebende Empfindung, die Achtung, Verehrung und Liebe seiner Mitbürger zu genießen, die Freude an einer anregenden Geselligkeit im Kreise gleichgesinnter Freunde waren dem trefflichen Manne bis in das hohe Alter beschieden. Durchzitterte auch seine Reden schon seit Jahren die Ahnung eines baldigen Scheidens aus der ihm so theuren Vereinigung der Geschichtsforschenden Gesellschaft, so durfte man sich doch mit jedem neuen Herbst des Wiedersehens mit dem verehrten Präsidenten freuen. Erst der 77 jährige, dem noch das Glück zutheil geworden war, an der Seite seiner Gemahlin das Fest der Goldenen Hochzeit zu feiern, zog sich von der ihm so lieben Lehrthätigkeit an der heimischen Hochschule zurück. Zweimal im Laufe von zwei Jahren warf ihn eine schwere Lungenentzündung aufs Krankenlager. Auch das zweite Mal schien er sich erholt zu haben, als ein Rückfall eintrat und seinem Leben am 17. December 1893 ein sanftes Ende machte. Der Sterbende ahnte nicht, daß wenige Stunden vorher die schon seit längerer Zeit erkrankte Gattin ihm in die ewige Heimath vorangegangen war, in der er mit der frohen Ruhe des gläubigen Christen ein neues höheres Dasein zu beginnen hoffte.

Ich habe Georg v. Wyß an einem herrlichen Septemberabende dieses seines letzten Lebensjahres zum letzten Male in Luzern gesehen. Die Versammlung der Geschichtsforschenden Gesellschaft und die darauffolgende gemeinsame Mahlzeit waren zu Ende. Ich hatte mich, in der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen im Jahre 1894, in Frauenfeld von ihm verabschiedet. Von einem Spaziergang zurückkehrend, sah ich den ehrwürdigen Greis am Ufer des Sees stehen. Es hatte am Tage vorher stark geregnet. Die reinste Luft gestattete einen weiten Blick über den See auf die hochragende Bergkette. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über die unvergleichliche Landschaft. Da stand Wyß und blickte, den Ausdruck der Beseligung und des Entzückens auf seinem ernstern Antlitz, in das prächtige Bild, ganz versunken in die Schönheit seiner theuren Schweizer Heimath. Ich mochte ihn nicht stören und setzte, leise an ihm vorbeigehend, meinen Weg fort. So lebt sein Bild in meiner Erinnerung: eine der sympathischsten Persönlichkeiten, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind, unlöslich verbunden mit der heimischen Erde, deren Vergangenheit zu erforschen, deren Schönheit dankbar zu genießen die Freude seines Daseins war.

Fr. v. Weech.

Staatspolitik und Gesellschaftspolitik.

Von Dr. Georg v. Mayr.

II.

Es wäre ungerecht, mit dem Blick, den wir auf den allgemeinen Plan des Werkes warfen, dessen Besprechung zu beendigen; denn der Widerspruch, welcher den Hauptlinien

des Grundrisses entgegenzuhalten ist, schließt weitgehende Anerkennung und Billigung der Einzelarbeit des Verfassers, die in den reichhaltig gegliederten Einzelabschnitten des Werkes niedergelegt ist, nicht aus. Auf diese soll daher hier in einer durch die Rücksicht auf den verfügbaren Raum, mehr als es eigentlich meinem Wunsche entspräche, bedingten Kürze eingegangen werden.

Der als Einleitung gebrachten sociologischen Grundlage kann ich — gewiß zum Bedauern des Verfassers — die von diesem ihr zuerkannte Bedeutung nicht einräumen. Daß, was der Verfasser als das „im Ueberblick der uns bekannten gesellschaftlichen Entwicklung für die Sociologie bestimmend Hervortretende“ vorbringt, in einem entscheidenden inneren Zusammenhange mit seiner Analyse der Staats- und Gesellschaftspolitik stehe, ist — der Verfasser möge mir verzeihen — nach dem Eindruck, den ein unbefangener Leser haben muß, viel mehr Glaubenssache, als Sache wissenschaftlicher Ueberzeugung. Die Behauptung: „Die Sociologie rechnet mit Thatfachen“, ist hier nicht entscheidend; denn in Wahrheit ergibt sich die Sociologie in ausgedehntem Maße einer geradezu ungeschichtlichen Speculation, auch eilt sie viel zu schnell zur Aufstellung vermeintlich feststehender Gesetze der socialen Entwicklung, ohne die zunächst erforderliche erschöpfende Zustandskenntniß vorausgehen zu lassen. Der „allmächtige sociale Wille“ wird zwar laut gepredigt, in wissenschaftlich überzeugender Weise aber nicht nachgewiesen, und mit dem „socialen Gesetz“ von der gegenseitigen Abhängigkeit aller Dinge ist für die Erkenntniß des Wesens der Politik auch nichts gewonnen. Daß die Bezeichnung der sociologischen Verbrämung des Werkes als mystischer Vorhof nicht ungerechtfertigt ist, dafür möge es gestattet sein, einen charakteristischen Satz als Beleg anzuführen. Er lautet: „Politik ist die Lebensäußerung aller Gesellschaftsgebilde mit Bezug auf ihre Macht und ihren Einfluß im Staate und in der Gesellschaft; da aber die Volkswirtschaft ein wesentlicher Schöpfer der politischen Macht ist, ordnet die Politik ihre Beziehungen im Staate theils rechtlich, theils gewaltthätig und nach außen durch Vereinbarungen, ja selbst durch Krieg. Hieraus ergibt sich das sociale Gesetz, daß alle Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens zu politischen Handlungen führen, und daß die Politik aus der Sociologie grundsätzlich Nutzen zu ziehen vermag, insofern sie nur individuellen Forderungen zu entsprechen hat, aber der Sociologie sogar untergeordnet ist, insofern sie den socialen Zwecken des Staates und der socialen Nothwendigkeit entsprechen will.“ — Das wird genügen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn der Leser vor diesem mystischen socialen Gesetz die Flucht ergriffe und auf den weiteren Inhalt des Buchs verzichtete. Aber er thäte Unrecht; denn gleich der nächste Abschnitt über die Politik im allgemeinen bietet viel Interessantes, allerdings neben viel Anfechtbarem. Zu letzterem wird vor allem, wie übrigens der Verfasser auch selbst fühlt, die Bezeichnung der politischen Gemeinschaft mit dem Ausdruck „politische Persönlichkeit“ gehören; denn so zutreffend dieser Ausdruck für die einheitlich organisirten politischen Verbände ist, so schief erscheint er für jene gesellschaftlichen Gruppen, welche einer einheitlichen Organisation entbehren, wie z. B. die Gesellschaftsgruppe der wissenschaftlichen oder künstlerischen Kreise. Interessant ist dagegen die Folgerichtigkeit, mit welcher der Verfasser das „große Gesetz der absoluten Feindseligkeit aller Persönlichkeiten unter einander“ ausspinnt und demgemäß auf die seines Erachtens ganz verkehrte Auffassung hinweist, welche den Frieden als Grundlage der menschlichen Wechselbeziehungen ansieht, wodurch in die Politik ein Zug der Unnatur gebracht werde! Auch die Analyse der politischen Triebe — sowohl der Urtriebe wie der

Reflextriebe — ist sehr beachtenswerth. Daß auch die „Zeit- und Localgeiste“ unter die Reflextriebe eingereiht werden, wird allerdings Widerspruch erwecken; denn es sieht danach aus, als würden hier Triebe und Folgeerscheinungen, Ursache und Wirkung verwechselt. Wenn bei der Erörterung der politischen Reflextriebe auch des Umstands als außer Frage gedacht wird, daß Rechts- und Pflichtbewußtsein — dieser großartigste aller ethischen Fortschritte — unter der Mitwirkung des Christenthums entstanden sei (S. 91), so ist dies vom Standpunkte des Verfassers schwer zu erklären; denn religiöse Triebe sollen ja nach seiner Meinung für die Politik, also auch für die politischen Reflextriebe bedeutungslos sein. Mit Interesse folgen wir dem Verfasser bei seiner Analyse des politischen Kampfes und seiner Entwicklungsstufen. Größere Bedenken werden uns, namentlich wenn wir zu den Rechtsgelehrten gehören, bei seinen Bemerkungen über das Recht in der Politik auftauchen, wenn wir beispielsweise lesen (S. 143), daß das englische Recht aus socialen Nothwendigkeiten und zumeist durch anerkennende Vereinbarungen entstanden ist, während das continentale Recht ein Aufbau der Willkür und phantastischer Rechtsüberzeugungen ist. Die Ueberschätzung englischer Entwicklung findet sich auch sonst vielfach in dem Werke des Verfassers. Noch werden die Principien und die Systeme der Politik erörtert, wobei unter anderem gegen die Aufstellung des Principes des Fort- oder Rückschritts allerlei zu sagen wäre; und zum Schlusse stellt sich der Sociologe mit der Darstellung der Politik als einer Wirkung der Naturkräfte und mit einer weiteren neuen Ausgabe der Begriffsfassung von Politik ein, die da lautet: „Die Lebensäußerung des Collectiv-Eigennutzes, wonach das Einzelindividuum sein Interesse durch den Erfolg einer Gemeinschaft zu sichern strebt.“ Man sieht, der Verfasser ist nicht so pedantisch, an einem bestimmten Begriffe festzuhalten, er liefert nach Bedarf jeweils einen neuen, wo es im Verlaufe eines von den einzelnen Essays, aus denen sein Buch besteht, ihm angezeigt erscheint.

Wie leicht begreiflich, ist diese ganze Erörterung der Politik im allgemeinen trotz vieler hereingezogener geschichtsphilosophischer Betrachtungen — zu denen auch mehr als ein Fragezeichen zu machen ist — in ihrem Grundton ziemlich abstract. Mit Recht darf der Leser hoffen, in dem folgenden Abschnitt über die Politik im Staate mehr auf den Boden concreter Gestaltungen zu gelangen. Am Anfang ist das freilich noch nicht der Fall; denn es überwiegt eine gewisse userlos geistreiche Betrachtungsweise; allmählich aber kommt er zu einer lehrreichen Analyse von Begriffen und auch von manchen Schlagwörtern, die für die innere Staatspolitik bedeutungsvoll sind. Wir folgen dem Verfasser in dieser Hinsicht durch weit ausgespinnene Erörterungen über die Parteien, die politische Führung, die politische Operation, die politische Sachlage, den politischen Plan, die politische Taktik bei der Regierung und den Parteien. Wie mannichfaltig die Gesichtspunkte sind, welche der Verfasser dabei im Verlaufe seiner mit mancherlei Citaten aus der älteren und neueren Geschichte — allerdings nicht durchweg einwurffrei — gewürzten Darstellung zur Erörterung bringt, dafür mögen als Beispiele hier die Schlagworte in dem Abschnitt über die politische Taktik einer Regierung angeführt sein. Es sind folgende: Einleitung der Operation, Versuchsactionen, Krisen, Wechsel des Operationszwecks, Wechsel der stützenden Hauptpartei, krisenhafte Erregung, Eingriffe des Staatsoberhauptes, Cabinetsräthe, Camarillen, herbeigeführte oder hereinbrechende Krisis, System- und Principientreue, Wahl des Augenblicks, Verbrauch der politischen Macht, wechselseitige Abhängigkeit der Regierung und der Parlamentsmehrheit, der regierungsfähige Staatsmann, Thunlichkeit als Lösung der

praktischen Politik, politische Thakraft einer Regierung, Geneigtheit zu Uebereinkünften, Charakter des Staatsmanns, Umstürze, Politik bei Aufstand und Umsturz, Versumpfung politischer Angelegenheiten.

In einem weiteren Abschnitt analysirt der Verfasser die Staatspolitik nach außen. Bei dieser Gelegenheit ist der Verfasser so gütig, zuzugestehen, daß die Wissenschaft in der Politik gewiß mehr eine kritisirende und analysirende als eine schaffende Bedeutung habe; aber — meint er — den Lehren über die absolute Feindseligkeit wohnt ein positiver Werth inne; sie verbessern das staatsmännische Urtheil stets und verweisen auf die Bahn praktischer Politik. Im übrigen läßt er nur zwei Aufgaben für das gesammte Gebiet der Politik nach außen gelten: Gebietsveränderungen und Handelszugeständnisse. Die Analyse des Staatsinteresses, der politischen Kraft nach außen, insbesondere der Staatswehr, sowie der Actionen und Operationen ist — nicht bloß für den Gelehrten, sondern auch für den praktischen Politiker — sehr beachtenswerth. Daß die geschichtlichen Beispiele nicht immer zutreffen, dafür sei als Beispiel nur die schiefe Beurtheilung der Politik Bismarcks durch den Verfasser angeführt, welche „nach außen fortschrittlich bis zum Radicalismus — und im Staate conservativ, ja selbst rückschrittlich“ gewesen sein soll. Als charakteristische Einzelheiten sind hervorzuheben erstens die gelegentlich der Analyse der politischen Kräfteverhältnisse der Staaten eingeflochtene Betonung des Bedürfnisses des Kriegs zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland (in Rußland sieht der Verfasser überhaupt den großen Feind der occidentalen Cultur) mit der Hervorhebung des Grundsatzes, daß die Vermeidung nothwendiger Kriege ein politisches Vergehen der Gegenwart an dem culturellen Gedeihen der Zukunft sei. Zweitens sind die geradezu antiethischen und selbst culturwidrigen Auffassungen des Verfassers bemerkenswerth, mit welchen die Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel und im gesammten Vorgehen der politischen Action nach außen besüßwortet wird. Zur Vorbereitung der Kraft für die Operation darf nichts unterlassen werden, was irgendwie die eigene Kraft mehrt, die des Gegners schwächt; jede Unterlassung ist ein Verbrechen gegen den Staat, und ein Zurückschauen vor Mitteln, die bei der Politik im Staate verächtlich genannt werden, beweist Unverständnis des Wesens der Politik nach außen mit ihrer unbeschränkt wirkenden absoluten Feindseligkeit (2. Band, S. 148). Alle Phrasen von dem Friedensbedürfniß der Völker, von der Rückwirkung humaner Triebe in der Gesellschaft, von der Friedensliebe der Herrscher sind nur Aeußerungen, hervorgerufen durch die politische Sachlage, und nicht die Ursachen des Friedens. Schon aus der Pflicht und dem natürlichen Streben jedes Staatsmannes, Besitz und Einfluß seines Staates zu fördern, folgt nothwendig, daß er operativ vorschreitet, wenn er kann; und wenn kein Staatsmann kann, weil die politischen Kräfte sich aufwiegen, oder wenigstens im Gleichgewicht scheinen, dann ist Friede (S. 154).

Man sieht, es geht ein harter Zug durch des Verfassers Auffassung der reinen Politik. Glücklicherweise hängt dies in der Hauptsache mit seiner theoretischen Scheidung dieser reinen von der civilisatorischen Politik zusammen. Sobald er zu der letzteren sich wendet, legt er die grimme Maske ab, die er bisher getragen; auch führt er uns dann erst in die verschiedenen concreten Gruppen der Staatspolitik zumal im Innern ein. Daß diese weiteren Untersuchungen in den letzten Band verwiesen sind, und daß demgemäß die „reine“ und die „civilisatorische“ Staatspolitik durch Einschiebung der „reinen“ Gesellschaftspolitik getrennt sind, wirkt verwirrend. Es ist besser, wenn wir abweichend von des Verfassers Anordnung zunächst dessen weitere Ausführungen über die civilisatorische Staats-

politik betrachten, und dann zum Schluß die „reine“ und die „civilisatorische“ Gesellschaftspolitik mit einander erledigen, zumal diese rein theoretische Auseinanderhaltung, die schon bei der Staatspolitik unnatürlich ist, bei der Gesellschaftspolitik zum Zerbröckeln führt und dazu, daß für die Zuweisung der einzelnen Untersuchungen zu dem einen oder anderen Theil der Betrachtung kaum ein entscheidender Grund aufzufinden ist.

Die zwei Abschnitte des letzten Bandes über die civilisatorische Staatspolitik (im Innern und nach Außen) bilden jenen Theil des Werkes, welchen man mit gutem Gewissen auch dem praktischen Politiker empfehlen kann, der nur wenige Zeit für wissenschaftliche Werke übrig hat, und der am wenigsten geneigt sein wird, sich in sociologische Erörterungen und selbst in abstracte Betrachtung der politischen Triebe an sich zu vertiefen. In diesen Abschnitten steht der Verfasser, ganz und gar des sociologischen Schleierns entkleidet, auf dem Boden praktisch-politischer Erwägungen, die in vielfacher Hinsicht allgemeines Interesse zu erwecken geeignet sind, obwohl merkwürdigerweise der Verfasser gerade zu diesem Theil seiner Arbeit geringes Selbstvertrauen zeigt. Ich hebe beispielsweise Folgendes hervor.

Der Verfasser betont — mit Recht — die wachsende Bedeutung der Volkswirtschaft für die Gestaltung der Politik und verkennt auch nicht die damit für die ethischen Interessen verbundenen Gefahren. In praktischer Hinsicht zeigt er vielfach ein feines Verständniß für die wirtschaftlichen Fragen. In seinen theoretischen Darlegungen erinnert er allerdings gelegentlich recht bedenklich an Marx, wenn er beispielsweise meint, es sei kein Gewinn denkbar, der nicht ein Theil des Erwerbs sei, den der Arbeiter abgeben müsse. An anderer Stelle allerdings erscheint er wiederum als Aristokrat, auch weist er zutreffend darauf hin, daß allerdings die Misachtung der Arbeit, die vorwiegende Bedeutung des Besitzes Barbarei sei, daß aber die Untergrabung des Besitzes und die alleinige Herrschaft der Arbeit auch barbarisch sei. Ein gutes Verständniß für die territorial verschiedene Lagerung der Arbeiterfrage zeigt die Bemerkung, daß in Großbritannien diese Frage von Haus aus eine gesunde Entwicklung gezeigt habe, weil nach dem dortigen Wesen der Rechtsentwicklung und Selbstvorsorge bei allen Institutionen eine Anerkennung des Arbeiterstandes und seiner Verbände gegeben war; was dort von selbst entstehe, müsse auf dem Continent gesetzlich geregelt werden. Sehr entschieden ist die Stellungnahme des Verfassers gegen die „barbarische Natur der modernen Verkehrspolitik“. Geht er dabei auch zu weit, so sind doch seine Bemerkungen über die „unwirtschaftliche Ueber-treibung“ des Verkehrs, insbesondere über die „Besteuerung aller Völker durch zwecklose Frachtauslagen“, welche dem modernen Großhandel zur Last falle, entgegen der allgemein üblichen optimistischen Auffassung jeglicher Steigerung der Verkehrsbewegungen durchaus beachtenswerth. Daß eine solche Stellungnahme nur einer schutzöllnerischen Grundrichtung des Verfassers entstammen kann, ist selbstverständlich. Die Ideen, welche darüber im einzelnen entwickelt werden, sowohl hinsichtlich der relativen nationalen Selbstgenügsamkeit als auch hinsichtlich einer entschiedenen Sicherung der Produktionsquellen, möchte ich den Ueberlebenden nivellirender Weltwirtschaftspolitik zu ernstem Studium empfehlen; hier fehlt leider der Raum, auf die Einzelheiten derselben einzugehen. Ebenjowenig ist es möglich, das Detail der vielfach sehr interessanten Bemerkungen des Verfassers sowohl über die „Grundeinrichtungen“ des Staats als über dessen „Aufgaben im übertragenen Wirkungskreis“ in Erörterung zu nehmen. Zu dem Beachtenswerthesten möchte ich rechnen, was der Verfasser vorbringt über Staatsautorität, insbesondere über die „Organisation des er-

ziehenden Zwangs“, die Entartung der Civil- und Strafjustiz (hiebeil sehr zutreffende Bemerkungen!), hygienische Bestrebungen, sittliche und geistige Bildung, wobei allerdings die speciellen Bemerkungen über unser Universitätswesen nur theilweise Zustimmung verdienen. Von Einzelheiten, in welchen ich von des Verfassers Auffassung abweiche, seien erwähnt dessen Eintreten für eine Wehrsteuer und dessen weitgehende Abweisung einer socialen und politischen Gleichstellung von Frau und Mann. Von den Erörterungen der civilisatorischen Staatspolitik nach außen wird wohl die Behauptung des Verfassers, daß eine Kriegserklärung als völkerrechtliche Bestimmung dem Wesen des Krieges widerspreche, gerade vom Standpunkt der „civilisatorischen“ Politik am meisten Widerspruch finden. Matt und ganz unzureichend sind auch des Verfassers Bemerkungen über die Colonialpolitik.

Wiel weniger vorbereitet als für die Staatspolitik ist der Boden wissenschaftlicher Beobachtung und Forschung für die Gesellschaftspolitik. Wer Politik nur als Ausdruck staatlicher Strebungen gelten läßt, wird von Gesellschaftspolitik überhaupt nichts wissen wollen. Aber auch wer den Strebungen anderer Gesellschaftsgebilde als des Staates die Benennung Politik im übertragenen Sinn zuerkennen will — eine Auffassung, welcher ich mich anschließe —, der wird doch Bedenken tragen, Alles und Jedes, was an gelegentlichen Stimmungen, Wünschen collectiver Natur oder an gänzlich unzusammengefaßten gemeinsamen Strebungen loser Gesellschaftsgebilde zu Tage tritt, mit dem Namen Politik zu belegen. Der Corpzgeist, der allenfalls die Männer der Wissenschaft und der Kunst über die Trennungslinie nationaler Zugehörigkeit hinaus umfaßt, verdient gewiß als sociale Erscheinung alle Beachtung. Von einer Gesellschafts-„politik“, die darin zum Ausdruck kommt, sollte man aber doch nicht sprechen. Von Politik, als einem zielbewußten Entwicklungsstreben, kann doch nur bei jenen Gesellschaftsgebilden die Rede sein, welche eine einheitliche Organisation besitzen, handle es sich nun beispielsweise um eine stramm organisirte Kirchengemeinschaft oder um eine festumgrenzte socialistische Gesellschaftsgruppe. Was aber solcher Organisation entbehrt, das treibt und hat keine Politik. Daß der Verfasser diese Grenzlinie nicht zieht, gibt von vornherein seiner Ausführung etwas Verchwommenes. Andererseits hat er auffälligerweise eine Gruppe von Gesellschaftsgebilden, welche eine Mittelstellung zwischen dem Staat und den staatlichen freien Gesellschaftsgebilden einnehmen, nämlich die Communalverbände aller Art, ganz vergessen. Diese haben eine durchgebildete Organisation und haben ihre besondere Politik, deren Erörterung im Rahmen einer umfassenden Gesamtbetrachtung, wie der Verfasser sie anstrebt, nicht unterlassen werden darf.

Noch bedeutungsvoller aber ist das unbefriedigende Ergebnis, zu welchem die schematische Durchführung der „reinen“ und der „civilisatorischen“ Politik auch für die Gesellschaftspolitik führen mußte. Bei der reinen Gesellschaftspolitik konnte sich der Verfasser noch einigermaßen mit der Durchführung von Analogien der reinen Staatspolitik behelfen, und dabei zugleich die „gesellschaftliche Operation“ im einzelnen am communistischen Gesellschaftsverband, sodann an jenem des Adels, des Großcapitals, des Mittelstandes, des Volksstammes und der Nationalität, der römisch-katholischen Kirche und endlich am jüdischen Gesellschaftsverband untersuchen. Selbstverständlich wird auch hier Alles durch die Brille der absoluten Feindseligkeit angefaßt und geradewegs der Satz aufgestellt: „Die Gesellschaftspolitik“ (als solche?) „strebt den Staat grundfänglich aufzulösen“, womit mir denn doch gegenüber einer Reihe mit dem Staat in zweifellosener Freundschaft lebender Gesellschaftsverbände des Guten unbedingt zu viel gethan

scheint. Uebrigens hat der Verfasser damit nicht sein letztes Wort gesprochen. Er hat ja noch sein Capitel von der „civilisatorischen Gesellschaftspolitik“ in petto, und in diesem erfahren wir denn auch zu unsrer Beruhigung, daß die Sache nicht gar so schlimm ist. Die einleitende Begründung scheint zwar die Versöhnung noch nicht zu bringen; denn da lesen wir beispielsweise: „Nur die ursprüngliche, die politischen Individualitäten auflösende Gesellschaftspolitik ist unmittelbar civilisatorischer Natur, während die gegenwirkende secundäre Gesellschaftspolitik bloß jene mittelbar civilisatorische Bedeutung haben kann, die dem rückschrittlichen Princip als Hemmschuh aller Uebereilung zukommt.“ Aber später kommen wir dann dazu, zu hören, daß die civilisatorische Aufgabe der Gesellschaftspolitik in dem Kampf „gegen eine barbarische Entartung des Staats“ besteht. Das hätte gleich gesagt werden können.

Was wir im Gegensatz zur Behandlung der Staatspolitik bei der Erörterung der Gesellschaftspolitik nicht finden, das ist ein genaues Eingehen auf die einzelnen maßgebenden Probleme der Politik der verschiedenen Gesellschaftsgebilde. Auf dem Gebiete der Staatspolitik hat eben die Wissenschaft schon reichlich vorgearbeitet; bei der Gesellschaftspolitik fehlen fast noch alle Vorarbeiten. An diese Vorarbeiten, abgegrenzt nach den concreten einzelnen Gesellschaftsgebilden, wird man zunächst herantreten müssen. Für eine allgemeine Erörterung der Gesellschaftspolitik in der vom Verfasser gewollten Weise ist, selbst wenn man, wie er, auf eine systematische Erfassung verzichten und nur einen allgemeinen Essay darüber schreiben will, die Zeit noch nicht gekommen. Daß das Werk des Verfassers zu dieser negativen Errungenschaft führt und damit zugleich den Weg andeutet, auf welchem mit Erfolg vorgegangen werden können, ist schließlich auch ein nicht zu unterschätzendes Verdienst.

Einige sociale Probleme von allgemeinsten Bedeutung behandelt der Verfasser erst in dem Schlußabschnitt mit dem Titel „Zur Kritik der Civilisation“. Wie der Verfasser von der Civilisation — die ihm anscheinend mehr Ursache als Erfolg menschlicher Entwicklung ist — im Allgemeinen denkt, ist oben bereits zur Sprache gekommen. Hier sei zunächst nur noch auf die Entschiedenheit hingewiesen, mit welcher der Verfasser zur Bevölkerungsfrage Stellung nimmt. Er befürwortet die „sittliche Erkenntniß der Barbarei schrankenloser Vermehrung“ und meint, nie werde die Civilisation ohne positive Beschränkung der Menschenvermehrung als dauerhaft und gesichert anzusehen sein. Der Ausspruch ist um so bedeutungsvoller, als im übrigen der Verfasser durchaus geneigt ist, bei der Ausgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse in anticapitalistischer Weise dem Factor Arbeit weitgehende Zugeständnisse zu machen. Daß schließlich der Verfasser nach all den Härten seines Princips der absoluten Feindseligkeit sich in einem idealistischen Ausblick auf einen künftigen Massengenuss der Menschheit an Kunst und Wissenschaft ergeht, mag als ein gewissermaßen versöhnlicher Abschluß gern mit in den Kauf genommen werden.

Alles in Allem ist es ein vielseitig anregendes Buch. Es ist zwar in seiner dreibändigen Stärke von manchen Schläcken gehirnmarternder Stubengelehrsamkeit durchsetzt, enthält aber andererseits auch zahlreiche werthvolle Erörterungen wissenschaftlicher und praktischer Natur. Es bringt manches beachtenswerthe Ferment in die herkömmliche Behandlung der Staatspolitik und enthält auch einen — in seiner Gesamtheit allerdings unbefriedigenden — Streifzug in das Gebiet der Gesellschaftspolitik. Wer sich beruflich mit diesen Fragen zu beschäftigen hat, muß das Rauchenhofer'sche Werk kennen; auch ein praktischer Staatsmann mag es mit Nutzen zur Hand nehmen; nur ist dann zu

wünschen, daß er bei seinem Leseversuche nicht gleich auf die vorerwähnten Schläcken oder einen sociologischen Nebelfleck stoße, sonst wird er — so fürchte ich — das Buch rascher zur Seite legen, als es sein mannichfaltiger Inhalt verdient.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München**, 19. März. Die bayerische Gartenbau-Gesellschaft sah in ihrer Generalversammlung vom 14. März eines der anziehendsten und zeitgemähesten Themen unsrer Tage: „Die Pilzkrankheiten unsrer Culturpflanzen, ihre praktische Bedeutung und Bekämpfung“, auf der Tagesordnung. Privatdocent Dr. Frhr. v. Tübeuf, seit Jahren als Specialist auf diesem Gebiete über Deutschland hinaus wohlangehoben, zeigte, daß die Pilze, welche die Pflanzenculturen des Menschen, wie die einzelnen Baumarten angreifen, und zwar leider öfters mit epidemischer Wucht, nicht regellos auf allen Gewächsen schwarzen, sondern daß sie an bestimmte Arten gebunden erscheinen. Und darin liegt auch schon ein Fingerzeig, sich ihrer zu erwehren. Man verschließt Baumwunden hermetisch gegen die Sporen des Polyporus oder Feuerschwampilzes, man sterilisirt die Getreidesämereien, man wechelt das Saatland, man schützt das Weingut mit Schwefel gegen die Entwidlung des berüchtigten Oidium Tuckeri, man wehrt die gefürchtete Peronospora oder den sog. „falschen Mehlthau“ mit Lösungen von Kupferjod ab, man propft feinere Sorten auf die Stämme von widerstandsfähigeren und stärkt die auf diese Weise neuerezielte Race durch Zuchtwahl und Bastardirung; oder — und dies ist eine besonders bemerkenswerthe Thatsache — man vernichtet, nachdem manche Pilze zwei Entwicklungsstadien oder auch förmliche Generationswechsel auf verschiedenen Pflanzen durchmachen, so z. B. der Getreiderost (Puccinia graminis), die leichter erreichbare wilde Mutterpflanze, z. B. beim Getreiderost die Verberisze, bei einem Gymnosporangium den Sevenstrauch (Juniperus sabina). Medner schloß seinen durch Photographien unterstützten Vortrag mit einem Hinweis auf die furchtbaren Ziffern der von den Pilzen vernichteten Werthe und entsetzte großen Beifall. — Die statutengemäß austretenden Mitglieder des Ausschusses wurden sämmtlich wiedergewählt, der Jahresbericht des Hrn. städt. Garteninspectors Heiler und der Cassenbericht des Hrn. Regierungsassessors Bischoff wurden mit großer Befriedigung aufgenommen. Dem letzteren ist zu entnehmen, daß die Einnahmen der Gesellschaft im Jahre 1893 auf 9696 M. gestiegen waren, daß das Vermögen 22,785 M., der Invalidenfonds für Gärtnergehülfen aber 37,330 M. beträgt. Der II. Vorstand, Oberinspector May Kolb, betonte in längerer Ansprache die hohen Verdienste, die sich Regierungspräsident Frhr. v. Pfeufer als I. Vorstand seit 20 Jahren um das Emporblühen der Gesellschaft erwarb. Letztere zählte im Gründungsjahr 1859 nur 58 Mitglieder, heute fast 800. Dank dem einigen Zusammenwirken aller Beteiligten kann am 28. April eine besonders schöne Blumenausstellung eröffnet werden, der später noch eine Herbstausstellung folgen wird. (Begeisterte Zustimmung.) Eine Verloosung schöner Zierrpflanzen aus August Buchners Gärtnereien beschloß den Abend.

* Aus **Mönchsroth** (Mittelfranken), 15. März, erhält die „Fränk. Ztg.“ folgende wichtige Mittheilung zur Limes-Forschung: Dem Stredencommissar Hrn. Apothekenbesitzer Wilhelm Kohl aus Weissenburg a. S. ist es gelungen, bei seinen derzeitigen Ausgrabungen am Limes südöstlich unsres Ortes eine sehr wichtige Entdeckung zu machen. Derselbe hat nämlich 120 Centimeter unter der Oberfläche nur 180 Centimeter außerhalb des Limes (der Teufelsmauer) eine ganze Reihe dem Limes parallel laufender festgerammter Föhrenpfähle gefunden, welche 25—30 Centimeter dick und ebenso weit von einander entfernt sind. Bis jetzt sind auf einer Strecke von 16 Metern an die 30 solcher Pfähle freigelegt. Hierdurch ist das ehemalige Vorhandensein einer Pallisadenreihe vor dem Limes erstmalig festgestellt. Hr. Generalmajor a. D. Popp hat von diesem hochinteressanten Funde soeben Einsicht genommen.

* **Erlangen**, 18. März. Bezüglich der Nachricht, daß Universitätsprofessor Dr. Selenka einen großen Verlust an seiner Ausbeute auf Borneo durch den Zusammenstoß des Expeditionsbootes (auf dem sich der Forscher nicht befand) mit einem chinesischen Dampfer erlitten hat, erfährt man auf Erkundigung an zuständiger Stelle, daß dieses Boot die Gesamtausbeute von sechs Monaten an Steletten, namentlich riesigen Drang-Mang und

Schimpanzen, Fellen, entwicklungsgeschichtlichem Material, darunter vielen Embryos von Menschenaffen, ferner an Gewehren und sonstigen Ausrüstungsgegenständen enthielt. Der Zusammenstoß erfolgte auf dem Kapuas, dem großen Strome der Westküste, den das aus dem Innern zurückkehrende Boot passiren mußte, um nach Pontianak, der Hauptstadt Westborneo's, zurückzukehren. Selenka verlängerte nun zur Wiedererzählung seiner Sammlung seinen Aufenthalt bei den Dajaks (den sog. Kopffägern) um Monate und wird wahrscheinlich im April oder Mai hieher zurückkehren.

* In der Sitzung des preussischen Landtags vom 7. ds. Mts. hat der Abg. Dr. R. Friedberg bei Gelegenheit einer Besprechung der Promotionsverhältnisse an einzelnen deutschen Universitäten sich auch mit der philosophischen Facultät der Universität Erlangen beschäftigt und nach dem stenographischen Bericht geäußert: „In der . . . historisch-philosophischen Section zu Erlangen wird keine Drucklegung (der Promotionschrift) verlangt.“

Ich stelle demgegenüber fest, daß Absatz 3 des Promotionsstatuts der philosophischen Facultät, das sowohl für die philosophisch-historische als für die mathematisch-naturwissenschaftliche Section gilt, lautet: „Der Bewerber (um die philosophische Doctorwürde) hat die eingereichte Dissertation als Promotionschrift drucken zu lassen . . . Das Doctordiplom wird erst nach vollendetem Druck der Abhandlung und Ablieferung der für die Facultät bestimmten 180 Exemplare ausgefertigt.“

Ein Dispens von dieser Bestimmung ist nach dem Statut nicht zulässig und wird demnach auch nie ertheilt.

Es sei auch noch besonders erwähnt, daß diese Bestimmung nicht etwa erst seit kurzem, sondern wohl schon seit Gründung der Universität, jedenfalls seit mindestens vierzig Jahren in Geltung ist.

Der Hr. Abgeordnete hätte sich über diese Verhältnisse leicht in dem Buche von Max Baumgarten „Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doctorwürde bei allen Facultäten der Universitäten des Deutschen Reichs“ (Berlin 1884) unterrichten können, einem Buche, das Jedem, der sich mit den Promotionsverhältnissen an deutschen Universitäten beschäftigt, nicht unbekannt sein sollte; wie er sich auch an jeder Universitäts- oder sonstigen größeren Bibliothek un schwer die Beweise für die Drucklegung der Erlanger Dissertationen incl. der der philosophisch-historischen Section hätte vorlegen lassen können, da die hiesigen Dissertationen an fast alle öffentlichen Bibliotheken verandt werden.

Da weitere Andeutungen des Abgeordneten die Annahme nahelegen, daß die Zahl der von der hiesigen philosophisch-historischen Section Promovirten eine unverhältnismäßig hohe sei, mag noch bemerkt sein, daß von der genannten Section während der letzten zehn Jahre durchschnittlich zwanzig Doctoranden im Jahr promovirt worden sind.

Erlangen, den 19. März 1894.

Dr. Hermann Varnhagen,
d. Z. Dekan der philosophischen Facultät
der Universität Erlangen.

* Die Leipziger Juristenfacultät veröffentlicht bezüglich der Promotionsfrage folgende neue Erklärung:

Die Antwort des preussischen Abg. Hrn. Prof. Dr. Friedberg (Halle) in der Morgenausgabe der „Nationalzeitung“ vom 16. März d. J. auf unsere kürzlich veröffentlichte Erklärung erfordert eine Klarstellung des Sachverhalts. Die Facultät hatte die Behauptung des Hrn. Dr. Friedberg, daß es bei ihr „vollkommen gang und gäbe sei, sich lediglich mit der Referendararbeit als schriftlicher Arbeit zu begnügen“, durch den Hinweis auf die Thatsache berichtigt, daß sie allein in der Zeit vom 1. November 1893 bis zum 9. März d. J. 31 Dissertationen und darunter eine größere Zahl Referendararbeiten als unzureichend zurückgewiesen habe. Hr. Dr. Friedberg legt uns nunmehr die Einräumung unter, „daß die Referendararbeit, soweit sie nicht überhaupt unzulänglich sei, als Promotionsarbeit zugelassen werde“. Wir haben im Gegentheil festgestellt, daß Arbeiten, welche als Referendararbeiten zulänglich befunden worden waren, von uns als unzulänglich zurückgewiesen worden sind, weil sie die nöthige wissenschaftliche Ausbildung nicht bewiesen, während wir allerdings die wissenschaftlich qualifizierte Arbeit nicht schon deshalb verwerfen, weil sie eine Referendararbeit ist. Hr. Dr. Friedberg kann sich die hohe Zahl unserer Promotionen, die er bezeichnenderweise geflissentlich mit Geldinteressen in Beziehung setzt, nur aus Erleichterungen erklären, welche die Facultät gewähre. Wir sind der Ueberzeugung, in dem Maß

unsrer wissenschaftlichen Anforderungen hinter keiner der deutschen Juristenfacultäten zurückzustehen, welche nicht neben der Dissertation noch andere schriftliche Leistungen verlangen. Die hohe Promotionsziffer erklärt sich, abgesehen von der ansehnlichen Frequenz der Facultät, zum Theil aus alter Tradition, die aus einzelnen Landeskchaften Deutschlands die Candidaten hieher führt, und nicht minder aus der Gewöhnung der sächsischen Juristen, an der Landesuniversität nach der bei der Facultät bestandenen Staatsprüfung wenn möglich den Doctorgrad zu erwerben. So waren in der Zeit vom 1. November 1893 bis zum März d. J. mehr als die Hälfte aller Doctoranden Sachsen. Ein weiterer Erklärungsgrund der Promotionsziffer ist neben der Befreiung von dem, Zeit und Aufwand heischenden, Druck der Doctorchrift die wichtige Einrichtung, daß die mündliche Prüfung der schriftlichen vorausgehen kann, sehr zum Nutzen des Candidaten, weil ihm dadurch ermöglicht wird, im Anschluß an die Staatsprüfung seine präsenten Kenntnisse nachzuweisen, ohne durch dazwischen tretenden Staatsdienst oder vorgängige Ausarbeitung einer Dissertation zu einer erneuten Vorbereitung für das Rigorosum genöthigt zu sein. Die Antwort auf unsere sachlichen Gründe gegen den Druck der Dissertation ersetzt Hr. Dr. Friedberg durch den Appell an die Sachkundigen und die Ankündigung, erforderlichenfalls seinen Angriff bei der dritten Lesung des preussischen Cultussetats in einer Versammlung, bei der wir nicht vertreten sind, gedeckt durch die Redefreiheit, zu erneuern. Die Ausgleiche der Promotionsordnungen der deutschen Universitäten ist zweifellos wünschenswerth; darauf auch ist offenbar die in Scene gesetzte Bewegung abgesehen. Aber es ist kein Axiom, sondern eine offene Frage, ob diese Ausgleiche auf dem Wege der Verallgemeinerung der preussischen Einrichtungen zu erfolgen habe.

Leipzig, den 17. März 1894.

Die Juristenfacultät,
Dr. Karl Binding,
Dekan.

E. Athen, 13. März. Die bedeutenden Fortschritte, sowie die reiche Ausbeute, welche die jüngsten Ausgrabungen speciell des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen ergeben haben, sind für eine wichtige Maßregel der griechischen Regierung bestimmend geworden. Schon längst hatte sich die Nothwendigkeit herausgestellt, nicht nur die in der Stadt verstreuten Alterthümer zu erhalten, sondern auch die Benützung archäologisch wichtiger Punkte zu Bauzwecken zu verhindern und ganze Häusercomplexe, unter deren Fundamenten sich werthvolle Reste der alten Kunst und Geschichte befinden, zu entfernen. In richtiger Erkenntniß und zur Erreichung dieses Zieles hat das griechische Cultusministerium im Verein mit dem Ministerium des Innern eine ständige Commission eingesetzt, zu deren Obliegenheiten die Verschönerung und Erhaltung der in der Stadt sowohl, wie in der Umgebung von Athen befindlichen archäologischen Denkmäler und Orte gehört, und die sich über jede Veränderung des Stadtplanes in der Nähe solcher Punkte, wo sich Alterthümer finden, zu äußern hat. Diese Commission besteht aus sieben Mitgliedern, nämlich dem Director der öffentlichen Arbeiten, dem Generalinspector für Alterthümer, dem Bürgermeister von Athen, dem Präsidenten der Olympia-Commission, zwei Vorstandsmitgliedern der Archäologischen Gesellschaft und einem Architekten. Die Commission wird jedesmal, wenn ein besonders wichtiger Anlaß vorliegt, entweder von dem Director der öffentlichen Arbeiten oder dem Generalinspector für Alterthümer berufen. Man hofft, daß die erste Sorge der Commission sein wird die Niederreißung der Gebäude um die Akropolis herum und die Verlegung des ganzen Stadtwertels Anaphiotika nach einer anderen Stelle, damit die an historischen Ueberlieferungen und alten Kunstschätzen so reiche Gegend ihrer gegenwärtigen Häßlichkeit entkleidet wird, indem man sie dem Spaten des Archäologen preisgibt.

* St. Petersburg, 15. März. Vor kurzem verstarb einer unsrer ältesten Berg-Ingenieure, der Wirkliche Staatsrath Modest Nikolajewitsch Chirjakow. Er absolvirte das Bergcadettencorps mit der goldenen Medaille und war mehrere Jahre lang Director von Bergwerken auf dem Ural. Er hat in das Montanwesen eine ganze Reihe von Verbesserungen eingeführt. Unter seiner Leitung wurde unter anderem auf den Bergwerken in Slatoust ein wissenschaftliches Laboratorium eingerichtet und die Bearbeitung des Eisens bedeutend vervollkommenet. Als junger Bergingenieur reiste er nach Schweden, wo er sich in den besten Bergwerken in seinem Fach vervollkommnete. Dort lernte er auch so gründlich

die Schwedische Sprache, daß er später die Schwedische Literatur mit einer Uebersetzung Buchfins bereichern konnte. Nach seiner Rückkehr aus Schweden bat er häufig jungen Bergingenieuren, die dahin zu praktischen Studien abcommandirt wurden, mit trefflichen Rathschlägen beistehen können. Als Mensch zeichnete sich der Verstorbene durch einen sympathischen Charakter und sein großes Interesse für die Jugend aus. Trotz der hohen und verantwortlichen Posten, die er im Montanwesen bekleidet hatte, lebte er in den letzten Jahren mit seiner großen Familie in den bescheidensten Verhältnissen von seiner kleinen Pension. Er starb im Alter von 80 Jahren. („St. P. Btg.“)

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der „Allg. Btg.“ sind folgende Schriften eingelaufen:

Bachold, Jakob. Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Erster Band: 1819—1850. Berlin, Wilhelm Herp. — Carlyle, Thomas. Ueber Helben, Heldenverehrung und das Helbenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Deutsch von J. Neuberger. Zweite Auflage. Berlin, R. v. Decker. — Freund, Dr. Leonhard. Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Parömiologische Skizzen. Hannover, Karl Meyer. — Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder. 1791—1887. Zweite Auflage. Mit drei Bildnissen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — Hansson, Olof. Seher und Deuter.

Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Kerner, Theobald. Das Kernerhaus und seine Gäste. Mit dem Bildniß und Facsimile Justinus Kerners nebst anderen Portraits und Illustrationen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt. — Kluge, Friedrich. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Fünfte, verbesserte Auflage. 8., 9. und 10. Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. — Krause, Dr. Gottlieb. Gottsches und Plottwells, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Zeitschrift zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen der königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Leipzig, Duncker u. Humblot. — Krause, Dr. H. L. Die Amazonenjage, kritisch untersucht und gedeutet. Berlin, Richard Heinrich. — Léon, Victor. Dramaturgisches Brevier. Ein populäres Haus- und Nachschlagebuch für Bühnenschriftsteller, Schauspieler, Kritiker und Laien. Excerpte aus sämtlichen dramaturgischen Schriften Lessings. Nebst drei Bildern Lessings. Gezeichnet von Léon Janto. Rabinverlag München. — Litzmann, Bertold. Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Zweiter Theil. Mit 4 Portraits und Heliogravüren. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. — Schenk, Gustav. Friedrich v. Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen. 1850—1892. Berlin, R. v. Decker. — Waldmann, Dr. F. Lenx in Briefen. Zürich, „Stern“ literarisches Bulletin der Schweiz“.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Handbuch
der
Deutschen Geschichte.

In Verbindung mit
H. Bethge, W. Schulze, H. Sahn, E. Köhler, F. Großmann, G. Siebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Sirsch, A. Kleinschmidt
herausgegeben von
Bruno Gebhardt.

2 Bände.

I. Von der Urzeit bis zur Reformation.
II. Von der Reformation bis zum Frankfurter Frieden.
Nebst einer Uebersicht bis zum Jahre 1890.

Preis geh. 16 M., eleg. geb. 18 M.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Sieben erschien:

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Zweiter Band:
Erinnerungen von Alexander Kwowitsch Seeland
aus der polnischen Revolution von 1830/31.
Aus dem Russischen übersetzt von **Georg Freiherrn von Sakh.**
Preis geheftet 3 Mark.

Der zweite Band der Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten enthält die Aufzeichnungen eines Zeitgenossen und Mitkämpfers in der ersten polnischen Revolution: Alexander Kwowitsch Seeland. Seine „Erinnerungen“ geben ein anschauliches Bild von den Ereignissen, an denen er selbst beteiligt war.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Université de Lausanne.

L'Université de Lausanne comprend une Faculté de théologie protestante, une Faculté de droit, une Faculté de médecine, une Faculté des lettres et une Faculté des sciences. Dans la Faculté des lettres, l'enseignement des langues et des littératures modernes est organisé en vue des jeunes gens qui se vouent spécialement à cette étude. La Faculté des sciences est divisée en trois sections: Section des sciences mathématiques, physiques et naturelles, section des sciences pharmaceutiques; section des sciences techniques. La section des sciences pharmaceutiques est une école de pharmacie, qui prépare, conformément au programme fédéral, les candidats aux examens fédéraux de pharmacie, lesquels se font à Lausanne. La section des sciences techniques est une école d'ingénieurs, qui délivre les diplômes d'ingénieur-constructeur, d'ingénieur-mécanicien et d'ingénieur-chimiste.

Le programme des cours du semestre d'été 1894 sera envoyé gratuitement à toute personne qui en fera la demande au Secrétariat de l'Université. Le semestre d'été s'ouvre le 10 Avril. (2385/6) Le Recteur: **G. Favay.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Sieben erscheint:

Deutscher Kaiser-Saal.
Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien
von
Bruno Gebhardt.

Mit Illustrationen nach Originalen hervorragender Künstler.
Vollständig in 25 Lieferungen à 50 Pfennig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Das Kreuz am Ferner.
Ein hypnotisch-spiritistischer Roman
von
Karl du Prel.

2 Bände. Preis geh. 7 Mark. In einem eleganten Einband 8 Mark.
— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Nelr W 0067
J von N 200

~~PK 995 w.~~

II W 0067

v. Wyss, Georg.

geb. 1876 gest. 1893.